P. o. germ. 1780 e-2

<36620203040014

<36620203040014

Bayer. Staatsbibliothek

P.o. germ. 1780 e-2

Jugendgenossen.

Zweiter Band.

J. Lindauer'sche ... bibli... München Maximiliansplatz 16

B



Jugendgenossen.

Roman

von

Karl Manno.

(C. v. Lemcke.)

(Verfasser von „Beowulf“, „Ein süßer Knabe“, „Gräfin Gerhild“.)

Zweiter Band.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Berlin 1898.

Verlag von Otto Janke.

J. Lindauer'sche ...hbiblio...
München Maximilianspl. 18

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Der Mensch ist frei geboren, ist frei,
Und wär er in Ketten geboren.
Laßt Euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.

Schiller.

Harald wurde in aller Frühe durch das Fuhrwerk seines Verwandten abgeholt. Rudolf war schwer zu erwecken, begnügte sich, statt Harald eine Strecke weit zu begleiten, weswegen er sich nicht ausgekleidet hatte, mit einem Händedruck zum Abschied und folgte der Aufforderung weiter zu schlafen. Dagegen huschte Klärchen in luftigem, duftigem, weißem Morgengewand errötend aus der Schlafzimmerthüre und reichte Harald zum Lebewohl die Hand, indes Trudchen „Guten Morgen! Adieu!" aus dem Zimmer rief. Klärchens und Trudchens Köpfchen blickten und nickten dann, umrahmt von den festgehaltenen Gardinen, auf den Abfahrenden herunter.

J. Lindauer'sche ...bibliothek München Maximiliansplatz 16

Die schönen Tage von Klaritz waren vorüber, aber — in frischer Morgenfrühe auf einem offenen, rasch dahinfahrenden Wagen ist für Sentimentalität kein richtiger Platz; sie weht zu leicht herab. Atra cura sitzt fester. So empfand auch Harald: Er konnte nicht sentimental werden, so wohlgemut war er; nur daß er Lätitia, die auf ewig gewonnene Freundin, nicht mehr gesehen hatte, betrauerte er; ihren Kuß fühlte er noch bei der Erinnerung auf seinen Lippen brennen: ihr Gelöbnis, das sie sich abgelegt hatten, war heiliger Schwur; natürlich durfte kein Mensch davon erfahren.

Auf dem Pachtgut vertiefte sich Harald mit Wonne in die Freuden des Landlebens und des Waldes. Nach vierzehn Tagen kam Rudolf zum Besuch. Er hatte sich mit blutendem Herzen vom elterlichen Hause und den befreundeten Familien respektive deren Töchtern losgerissen und wollte nur zwei Tage bleiben: nach acht Tagen mußte er auf einen Brief seiner Mutter Valet sagen: anders wäre er nicht gegangen. Die höchsten Lebensaufgaben, seine Tanzverpflichtungen, versprochen und beschworen, hätte er sonst schnöde über eine Dachs-Sackfangjagd vergessen: es galt nämlich einen lebendigen Dachs einzuliefern.

Rudolf erhielt übrigens während seines Besuches von Klärchen in einem langen, schwärmerischen Briefe die Nachricht, daß plötzlich der Organist mit Lätitia nach Berlin gereist sei; Lätitia solle da Musik studieren.

Etliche Tage nach Rudolfs Zurückreise kam Harald stolz zu Pferde nach Klaritz geritten, um dort bis zum Abend zu tanzen und dann in der Mondnacht heimzureiten: eine bewunderte, ihm von den Klaritzer Jungfrauen hoch angerechnete That.

Es war ihm schmerzlich, Lätitia nicht mehr zu sehen: Klaritz hatte entschieden verloren und sonderbarerweise, wie es schien, auch für Rudolf. Dagegen traf Harald eine andere, wohlbekannte Persönlichkeit an. Er hatte mit Rudolf und Klärchen einen Besuch gemacht. Wer stand da in der Thür eines Krämerladens, wohlbeleibt, rundbackig, großohrig, glattrasiert, kurzgeschoren, die Stahlfeder hinter dem Ohre und vor Selbstgefälligkeit strahlend? Niemand anders als Leopold Stimmloch.

Die beiden Jugendbekannten hatten sich lange nicht gesehen. Harald beurlaubte sich und eilte Stimmloch entgegen, der ihn mit Glorie begrüßte.

„Wie kommst Du hierher?“

„Hatte die Grenz- und Schmuggelaffairen satt,

mein Junge. Wurden zu großartig. Staat wurde aufmerksam. Sagte meine bisherige Kondition deshalb auf; am meisten freilich bestimmten mich verwandtschaftliche Deprekationen. Hier in der Material- waren- und Produktenhandlung meiner Tante — weitläufig — ging es bergab. Witwe. Bisheriger Commis zu sehr als Herr gefühlt und aufgespielt und manchmal Ladenkasse und eigenes Portemonnaie verwechselt. Voilà. Witwenspekulation, einheiraten sein prononciertes Objekt. Frauen durch lächerlichste Lapse, wenn Liebe heucheln, immer leicht zu beschmeicheln und zu betrügen. Endlich doch Einsehen durch Kassenmanko. Mich kniefällig angefleht, zu kommen und dem Kommerse wieder neuen Aufschwung zu geben. Bin da; Geschäft hebt sich schon gewaltig. Alte Anziehungskraft, mein Lieber. Du kennst die Bürgermeisters?" — Und nun ergoß sich der Püster in Lobsprüche über Klärchens Schönheit und Trudchens heiteres Wesen. Dann erzählte er Heldenthaten aus dem Krämerleben der kleinen Grenzstadt in Schmuggelaktionen, in denen nach seinen Schilderungen ganze Heere thätig gewesen sein mußten. Dann berichtete er, welche Neuerungen und Verbesserungen er schon in Klaritz eingeführt habe.

„Schon ganz anderer Ton, mein Junge. Andere

Lebenselevation unter den Herren Kollegen. Tragen den Kopf höher. Wissen durch mich, wer sie sind. Neue Halskragen mit Stärke von mir unser Zeichen. Auch sogleich Quartett gestiftet. Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Formidabel. Singen schon pompös. Natürlich, ich muß alle herausreißen — ach! solltest Du uns hören" und der Püster trat auf die Diele zurück und trällerte, mit seinem Schnupftuch dazu wedelnd und gestikulierend, auf und ab verschiedene Passagen.

„Du hast noch Deine Stimme, Leopold," sagte Harald. „Schrei sie nur nicht fort. Ich will Dich dem Organisten Tannler empfehlen, daß der Dich einmal hört."

„Ja, ja," sagte der Püster rot werdend. Ich sehe, Du verstehst noch immer meine Kunst und Begabung. Schmutzki war ein Esel, allerdings auch ein Genie. Hätte anderes aus mir machen können, aber hatte nur Weiber im Kopf. Weiber! Schlimm! Viel erfahren, viel erfahren, mein Junge. Dir nichts gesagt; warst zu klein. Allerdings mutierte ich damals, aber Schmutzki doch — entschuldige, auf Wiedersehen." Die Pflicht rief den Püster ab.

„Woher kennst Du diesen ekelhaften Schwengel, der seit vierzehn Tagen alle Dienstbesen hier mit

seinem Maulwerk und seinen Watschelohren in Aufruhr bringt?" So lautete hernach Rudolfs Frage.

Und Klärchen sagte: „Er ist ein zu drolliger Hanswurst, wie er seine Augen spazieren rollen läßt, wenn er uns anblickt. Wir freuen uns schon vorher darauf, wenn wir vorübergehen, daß er unfehlbar aus der Ladenthür schießt und unter der Thür eine Tonleiter trällert."

Leopold Stimmloch erregte, wie man sieht, sogleich Aufsehen: die erste Stufe hoher Bedeutung.

Harald sprach mit dem Organisten über den Jugendfreund und empfahl ihn. Er hätte dies nicht gethan, wenn Lätitia noch in Klaritz geweilt hätte.

Daß der Püster fortan die Bürgermeisters zu seinen Grußbekannten rechnete, als ob er vorgestellt wäre, das verstand sich bei ihm von selbst.

Für die Abiturienten kam nun der große Tag: Abreise zur Universität.

Zur Verwunderung aller und zur Mißbilligung seiner Genossen ging Harald nach — Wien. Lätitias Rede hatte ihn dazu bewogen. Und er that recht daran. Ein junger Mensch, der in kleinerer, an Kunstwerken und reicher Lebensanschauung armer Stadt erwächst, soll zuerst in einer Großstadt studieren,

um noch etwas anderes zu sehen und zu lernen, als was er im Kolleg lernt. — Das war im Oktober.

Das Leben der Kaiserstadt schlug Harald wunderlich über dem Kopf zusammen. Wohl war er ein ganz fleißiger Student. Aber dazu besuchte er Theater und Konzerte, soweit es seine Börse erlaubte, war unermüdlich in den Kunstsammlungen und wurde der eifrigste Scholar auf dem Fechtboden in der sportliebenden und übenden Kaiserstadt. Zu näheren Bekanntschaften hatte er keine Zeit, trat auch, um völlig frei bei schmalen Mitteln zu sein, in keine studentische Genossenschaft ein.

Im Februar brach die Revolution in Paris aus.

Sturm und Sturmflut von 1848! Von dir begann Deutschlands neue Zeit. Du rissest uns aus der Versumpfung, sprengtest tausend alte Bande und Hemmungen. Auch Schlamm genug wühltest du auf, aber diese politisch-moralische Volkserregung war notwendig für die deutschen Philister.

Seitdem gewannen wir, was wir begehrten. Wir wissen, daß der Himmel weiter rückt, je weiter wir gehen, daß es kein stetes Glück, kein idyllisches Verweilen weder im Menschen- noch im Volksleben giebt, aber alte schmähliche Fesseln und Wahngewalten

wurden damals gebrochen und abgeschüttelt und die Bahn gebrochen für neue Zustände.

Leidenschaftlich den Ideen für deutsche Einheit und Größe ergeben, trat Harald in die akademische Legion ein. Unter dem Druck der Verhältnisse trat Metternich, „der Alp auf der Brust Europas“, wie es im Stil der Zeit hieß, von der Leitung der Geschäfte zurück; auch die Gegner mußten zugeben „mit Würde und Anstand“. Am selben Tage, dem 12. März begingen allerdings auch schon die Pöbelbanden grimmige Excesse und die Bürgerwehr und die Studenten mußten mit ihren zum Teil unbrauchbaren Waffen zur Erhaltung der Ordnung „Wunder wirken.“

Doch nun kam die Erhebung Schleswig-Holsteins. Das war für Harald der Ruf, dorthin zu eilen.

Ehe er Wien verließ, um für Schleswig-Holstein meerumschlungen zu fechten, konnte er eines Tages einer aus Wien flüchtenden Familie mit Gefahr des eigenen Lebens einen großen Dienst leisten.

Er kam hinzu, wie eine wüste, betrunkene Rotte einen Wagen anhielt und unter Wutgeheul einen Mann herausriß, um ihn, wie die auffordernden Rufe erschallten, mit Kolben und Knütteln tot zu schlagen oder aufzuhängen. Der Pöbel glaubte, eine

der damals verhaßten Persönlichkeiten gefaßt zu haben und wollte den verfluchten Aristokraten lynchen. Harald sprang dazwischen und stieß die Wütigen, die den Fremden am Boden zu einer Laterne schleiften, zurück. Das Ansehen der Akademiker der Aula war gewaltig und ließ die gegen ihn erhobenen Waffen sich senken. Er schwor, daß dieser Mann nicht der gesuchte sei, den er von Angesicht kannte. Als ein trunkener Strolch mit erhobenem Musketenkolben ihm zuschrie, „Du lügst!“ entriß er demselben im Nu die Muskete und schlug ihm über den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Und nun donnerte er los über den Edelmut des Volkes und gegen die Blindwütigen, welche das Banner der Freiheit durch Schandthaten besudelten, und dann führte er den Herrn, der seinerseits schwor, kein Österreicher zu sein, zum Wagen zurück. Zwei Damen und ein kleines Mädchen alle in Trauer, hatten in diesem, selber bedroht, dem schrecklichen Vorgang zusehen müssen — sie waren halbtot vor Entsetzen. Winfried hob den getretenen und gestoßenen, lahmen Herrn in den Wagen und fuhr als Sauvegarde mit; an einem Hutmacherladen ließ er halten und kaufte schnell für den hutlosen, herabfließendes Blut mit seinem Schnupftuch stillenden Herrn und für den Kutscher, statt des

Kokardenhutes, zwei richtige demokratische Filzdeckel. Der ältere Herr, ein schnurr- und backenbärtiger, soldatisch aussehender, finster blickender Mann, hatte vor Todesschrecken, Erschöpfung, Schmerzen und Wut kein einziges Wort des Dankes. Nur von Zeit zu Zeit stieß er Worte wie „Schwefelbande — samt und sonders füsilieren lassen" hervor, und der Student zweifelte nach den grimmigen Blicken, die ihn selbst trafen, keinen Augenblick, daß auch er zu der Schwefelbande gerechnet werde. Die beiden Damen wären dagegen, wie es schien, ihrem Erretter gern zu Füßen gesunken, wenn sie Raum im Wagen gehabt hätten, doch schwiegen auch sie, denn jeder Augenblick brachte neuen Schrecken in der von Bassermannschen Gestalten wimmelnden Straße.

Nachdem wieder eine johlende Rotte den Wagen zum Halten gebracht hatte, sagte der ältere Herr: „Nehmen Sie das Kind auf den Schoß. Wir sind die Familie Axholm aus den Ostseeprovinzen und Sie sind der Sohn, den wir in Wien besucht haben."

Harald nahm das liebliche kleine Mädchen auf sein Knie, wies auf dies und jenes, und erklärte mit möglichst heiterer Miene alles mögliche von Menschen und Dingen, indem er den Kutscher langsam fahren hieß.

Dank seiner Gegenwart und den Demokratenhüten kamen sie glücklich aus den Linien heraus.

Hier gab es einen anderen Krawall, den zu schlichten der Aulalegionär aufgefordert wurde. Doch kaum hatte er den Wagen verlassen, so fuhr dieser auf Geheiß des älteren Herrn fort. Weder die Fremden nach Harald hatten in der Aufregung ihre Namen genannt.

Winfried selbst verließ Wien, um nach Schleswig-Holstein zu eilen und in die Freischaren, danach in die Schleswig-Holsteinische Armee einzutreten. Er that tapfer seine Pflicht und wurde zum Offizier ernannt; bei dem siegreichen Ausfall der Dänen aus Fridericia erhielt er zwei Schüsse, entging knapp der Gefangenschaft und mußte mehrere Wochen im Spital liegen.

In Baden focht mittlerweile Bruno als preußischer Artillerieoffizier gegen die Aufständischen.

Den linken Arm in der Binde und mit einem noch lahmen Beine erhielt Harald Urlaub, um auf der Försterei Waldheide beim Onkel in der Waldluft schneller zu genesen.

Es waren schlimme, trübe Tage. Harald hatte nach glühender Überzeugung, ohne Onkel oder Bruder zu befragen, gehandelt; seine Studien hatte er damit

versäumt und nun kehrte er verwundet und um ein Haar zum Krüppel geschossen, zurück. Der Unglückliche hat immer unrecht. Die Cousine war liebevoll wie immer gegen ihn; der Oheim hatte kein Wort des Tadels, aber auch nicht der Billigung, und sagte nur: „Man muß sein Schicksal hinnehmen." Aber alle anderen nannten ihm ins Gesicht seine Handlungen Leichtsinn und hinter seinem Rücken Abenteurersucht.

Die Revolution war damals niedergeworfen. In Norditalien hatte Radetzki glorreich die Piemontesen geschlagen. In Paris setzte Louis Napoleon sich nach der siegreich beendeten römischen Expedition fester und fester. Garibaldi hatte nach tapferer Verteidigung und glücklichen Gefechten gegen die Franzosen und Neapolitaner Rom verlassen und seine Schar aufgelöst. In Ungarn streckten die Aufständischen bei Villagos die Waffen und begannen die Exekutionen.

In Deutschland ging nichts voran, sondern alles rückwärts. Der Militarismus triumphierte überall im Geist der früheren Polizeigewalt nicht bloß über den fanatischen Umsturz, sondern auch über den notwendigen Fortschritt, und die Reaktion begann mit ihrem Gefolge von Erbärmlichkeit, Schmach und

Schande; dazu ihrerseits mit Rechtsverletzung und auch Verbrechen.

Paar Tage nach Winfried langten in Waldheide zwei Herren und ein Diener an, die, vorher durch die Fürstin angesagt, das etwa hundert Schritt vom Försterhause entfernte Jagdhaus, ein Gebäude des vorigen Jahrhunderts, bezogen. Genannt war der Baron Gieselherr, der, krank, vom Fieber hier Genesung suchen wollte. Der Förster hatte Auftrag gehabt, alles Nötige zu besorgen, beziehungsweise in Ordnung bringen zu lassen. Auch einen Flügel hatte er mieten und kommen lassen müssen. Mit großer Mühe und nur durch thätigste Hilfe seiner Tochter war alles zur rechten Zeit in stand gesetzt worden.

Waldluft und Ruhe thaten Harald herrlich. Onkel und Neffe gingen zufrieden nebeneinander her. Harald war jetzt sicher, bald völlig zu gesunden. Auch die heiratslustige Wirtschafterinwitwe störte nicht mehr. Sie hatte die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen eingesehen und fürchtete sehr unromantisch die Waldeinsamkeit. So war sie in Wasserau zurückgeblieben. Haralds Bücher standen seit der Kriegszeit beim Oheim. Er las, er begann zu studieren; er schoß sitzend mit der Pistole und hinkte umher.

Am dritten Tage nach der Ankunft der Fremden

wurde Harald ins Jägerhaus beschieden, da der Oheim den Tag über abwesend war.

Vom Jägerhaus war das Gesuch gekommen, etliche Bücher hinüberzusenden, da die eigenen Bücher noch nicht angekommen seien. Harald freute sich, damit dienen zu können und ließ eine Auswahl seiner allerdings nur kleinen Bücherei hinübertragen und auf den Tisch des Saales legen, in den man ihn wies. Dort lagen schon etliche Bücher, sehr reich eingebunden, alle mit einem fürstlichen Wappen geziert, wie ihm auffiel. Er hatte lange Zeit, sich umzuschauen, nahm ein paar auf und sah zufällig, daß mit großer Handschrift „Gieselherr“ darin geschrieben stand.

Wie gesagt: er hatte Zeit, sich umzuschauen. Nebenan wurde virtuos Klavier gespielt. Er hörte, daß man ihn anmelde, aber der Spieler fuhr dann im Spiel wieder fort: er konnte warten. Die Bilder an den Wänden, Darstellungen einer Parforcejagd aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, unterhielten ihn glücklicherweise, oder er wäre noch unmutiger geworden.

Endlich war das Stück beendet, wurde die Thür geöffnet und es erschien der Baron, eine schöne, hocharistokratische Erscheinung, allerdings mit einem für

Harald nicht erfreulichen Benehmen von hochfahrendem Stolz. Er war etwa fünf bis sechs Jahre älter als Winfried.

Der Baron warf einen unmutigen Blick auf den in Civiltracht mit einem Stock vor ihm stehenden jungen Mann, der ebenso erwidert wurde. Jener schien Harald für einen Jäger zu halten, der unpassenderweise den Stock mit hereingenommen habe. In kurzem Ton von oben herab gab er einen Auftrag behufs Bestellung von etlichen Zeitungen und Noten, die er auf einen Zettel geschrieben hatte. Dann sagte er: „Ist die Gegend hier gesund? Ist der Wald nicht dumpfig? Ich habe an Malaria gelitten und da sich hier kein Arzt darauf versteht, so brauche ich wenigstens einen völlig fieberfreien Aufenthalt."

„Waldheide gilt für sehr gesund. Ich bin deshalb hergekommen," erwiderte Harald.

„Ich schlafe hier schlecht," sagte der Baron, ohne auf diese Worte zu achten. „Ich bin hier aufgeregter in den Nerven als vorher. Und morgens machen die Vögel und das Hühnerzeug vom Forsthaus einen so infernalischen Lärm, daß an Schlaf nicht zu denken ist."

Auch Harald war in der Nacht durch Schmerzen

und herübertönendes ungewohntes Klavierspiel bei offenen Fenstern schlaflos und nervös geworden.

„Ich habe recht gute Nerven," entgegnete er, „aber wenn ich vom Abend bis in die tiefe Nacht hinein Klavier spielte, wären meine Nerven in kürzester Zeit ruiniert."

Der Baron blitzte ihn stolz und erzürnt an, doch Harald nahm gleichgültig den Zettel und sagte: „Hier sind die Bücher, die ich zur Auswahl stellen kann."

„Bücher? Lassen Sie sehen," sagte ein hereintretender schwarzbärtiger und schwarzlockiger Herr in den vierziger Jahren von sehr ungezwungenem, aber distinguiertem Benehmen. „Was bietet uns ein deutsches Försterhaus?" Er sprach mit fremdem Accent.

„Es sind Bücher von mir dabei; ich bin der Neffe des Försters," sagte Winfried.

„Ich heiße Ranieri," sagte der Fremde. „Was haben wir weiter? Ah! Lord Byron in Übersetzung. Und Heinrich Heine. Natürlich. Der Klassicismus will es allein nicht mehr thun. Und die Romantik in alter Weise desgleichen nicht. Man braucht Modernes. Schwärmen Sie für Byron und Heine?"

„Ich bewundere Byron und bin der größte Verehrer von Heines schöner, wundervoller und unvergänglicher Lyrik. Und doch beklage ich wieder den

Einfluß, den beide auf uns haben. Wir sind ja jetzt Epigonen in unserer schönen Litteratur und unserer Philosophie. Wir brauchen Neues, aber leider gestalten wir es nicht aus eigener Kraft, sondern nehmen es von Fremden. Lord Byrons titanische oder dämonische Auflehnung gegen die bisher für heilig gehaltene Sitte und Ordnung in seiner Glutempfindung und seinem schrankenlosen Egoismus, und diese Selbstverherrlichung in Weltschmerz und Welthohn —"

„Ist nicht für deutsche Philister," unterbrach der Baron.

„Ganz richtig. Ist nicht für die Männer der trockenen, treuen, festen Kantschen Pflichtlehre und des Schillerschen Idealismus, durch die Norddeutschland 1813 das französische Joch abschüttelte. Und Heinrich Heine — er rächt das Judentum bitterböse an uns. Den gewaltigen Dichter und stolzen, blasierten Lord vermögen wir deutschen Philister, wie der Herr Baron sagt, nur halb zu begreifen. Wir erfreuen uns zumeist an seinen farbenprächtigen Schilderungen aus der Fremde, aber um so verständlicher ist die Übertragung in die Ironie des gewöhnlichen und gemeinen Lebens, Weltschmerz mit Plattitüde verbunden, Satyrfrivolität der modern französischen Vie

de Bohème und der ätzende jüdische Witz, der unseren deutschen Patriotismus lächerlich und für die Franzosen Rheinbundstimmung macht. Den ‚Stern in einem Haufen Mist' begreift jeder Philister. Die Heinesche Dichtung ist auch eine Sirene, die zauberhafte Lieder singt, aber giftige Kratzkrallen hat und an Unflat umher fehlt es auch nicht. Aber für seine Dichtertugenden bin ich so begeistert, wie ich seine Fehler und das Unheil, das er uns zufügt, bedauere."

„Wir brauchen den Sauerteig solcher Art," sagte der Baron.

„Leider wohl," seufzte Harald. „Aber übel ist dran, wer sich zwischen all den Zwiespältigkeiten in solchen Epigonen- und neu gärenden Zeiten abringen muß. Man fühlt die zersetzenden Einflüsse. Und man möchte sich aufrichten und erheben. Wir brauchen es so sehr!"

„Und hier! Was ist dies?" rief Ranieri. „Da haben Sie Alfieri! Sprechen Sie italienisch?"

„Nein, ich kann Schweres nur mit einem Lexikon lesen."

„Wie gefällt Ihnen Alfieri? Wie kommen Sie dazu?"

„Ich bekam ihn als Student in Wien zufällig

in die Hand und interessierte mich für seine herbe Größe, die so sehr dem entgegenläuft, was man heute für italienischen Charakter hält. Ich wollte, wir hätten einen ähnlichen stahlharten Dichter. Er setzt doch in seiner Art Dante fort. Und seine Biographie! Wie interessant!“

„Ja. Ja. Was nennt man heute italienischen Charakter? Nicht wahr? Nur Weichlichkeit, Arien-Musik, Oberflächlichkeit, Faulheit, Unwissenheit und so weiter.“

„Napoleon, Masséna und andere sind ja die besten Gegenbeweise, aber im allgemeinen —“

„Weiß man in Deutschland nichts vom heutigen Italien und fällt die unglaublichsten Urteile,“ warf der Baron ein. „Man begnügt sich damit, Radetzki zu vergöttern.“

Harald wußte nicht, woran er mit dem Baron war. Er hielt ihn für einen radikalen reaktionären Aristokraten, womit freilich diese Worte nicht stimmten. Doch sollten die beiden Herren wissen, wie er denke. „Die deutschen Liberalen,“ sagte er, „zu denen ich mich rechne, befinden sich betreffs Italiens in einem großen Konflikt. Als Deutsche nehmen wir für Österreich als deutschen Staat Partei für dessen Waffenehre und sind stolz auf die Siege Radetzkis. Es giebt wohl noch

zu viele Italiener, die nach dem Spruche handeln: Hätte ich zwei Leben, so würde ich eins dem Vaterlande opfern; so habe ich nur eins und das brauche ich selber. Andererseits muß man die Einheitsbestrebungen Italiens so gut wie die unsrigen anerkennen; Lombardo-Venetien und Schleswig-Holstein, das ist nicht sehr verschieden. Ich bewundere die italienischen Patrioten und muß bekennen, daß ich dem merkwürdigen Garibaldi in Rom sehnlichst den Sieg und Oudinot die Niederlage gewünscht hätte. Die Nachwelt wird Helden nennen, die die Gegenwart Abenteurer schilt."

„Die italienischen Patrioten sind über jeden Vorwurf erhaben!" rief der Baron, der seinerseits eine andere Antwort erwartet zu haben schien. Und nun brach er in einer Weise gegen die deutschen Zustände und Männer los, die den glühenden Patrioten Harald mit Unwillen erfüllte. Er spottete über die lächerliche Unkenntnis der Deutschen in Bezug auf das junge Italien und den deutschen Selbstdünkel; er rühmte den Fleiß und die Arbeitskraft und die Genügsamkeit der Italiener, die man bei uns faul und bettelhaft nenne, rühmte den Opfermut von Männern und Frauen und die bewiesene Tapferkeit namentlich der höheren und höchsten Stände,

besonders Norditaliens, und pries die Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Benehmens eben der höchsten Klassen im Umgang mit den niederen. „Befangen in Professoren-Theorien, Advokaten-Politik und Studenten-Ideen ohne jegliche praktische Durchbildung, im Epigonen-Niedergang in Litteratur und Philosophie, die nur noch ins Kraut schießen, ohne rechte Stämme zu treiben. Spießbürger mit Romantik und Gelehrsamkeit aufgeziert, vierzig Millionen stark und doch nicht imstande, das besungene Schleswig-Holstein dem kleinen Dänemark zu entreißen, sind die Deutschen kläglich in den Augen der ganzen übrigen Welt, aber bilden sich noch ein, die ideale Nation zu sein. Pedanten und Philister, darüber Professorenweisheit und Advokatenberedsamkeit, Theorienspinner und Phrasenhelden, das ist das junge Deutschland. Von dem alten schweig ich. Wo haben wir ein politisches und sociales Wirken von Männern, wie Graf Alfieri, Graf Leopardi, Graf Cesare Balbo, Marchese d'Azeglio, Graf Cavour und wie sie alle heißen? Und wen haben wir unter all den deutschen Berühmtheiten Schleswig-Holsteins und selbst der badischen Insurgenten einem Garibaldi an die Seite zu stellen? Ich wiederhole, die Deutschen sind kläglich, aber ‚das Volk der Denker und Dichter' sieht

sich anders an. Selbsterkenntnis ist eben das Schwerste!“

Harald war so verblüfft wie erzürnt. Und wer sagte dies? „Ich gestehe,“ begann nun auch er, „daß ich die italienischen Verhältnisse nur sehr wenig und zumeist durch die Brillen der Gegner angeschaut und charakterisiert kenne. Aber warum, Herr Baron, schleudern Sie Ihre Vorwürfe nicht gedruckt dem deutschen Stande ins Gesicht, der mit den von Ihnen gerühmten Alfieris, Balbos, d'Azeglios und Genossen auf gleicher Stufe steht? Unser höherer und hoher Adel — nehmen wir zum Beispiel die Mediatisierten und was denselben nahe kommt, die sich doch mit solchen fremden Berühmtheiten und englischen Lords messen können, haben Hunderte von Sprößlingen. Was treiben sie? Was leisten sie? Wo stehen sie, die in jeder Beziehung begünstigten, voran? Was wollen die wenigen Männer besagen, die aus dieser Menge als thätige und tüchtige Kräfte hervorragen? Sind sie zu gut, um in der Politik, in den Wissenschaften und Künsten zu arbeiten? Sind sie besten Falls mit einem wohlfeilen und dann schon angestaunten Dilettantismus zufrieden? — Und warum ahmen die Herren und Frauen dieser hohen Stände nicht die gerühmte italienische Liebenswürdigkeit nach?

Sie spotten über die Philisterhaftigkeit und Enge der Lebensauffassung der deutschen Litteratur, die sich durch eine Flucht in Phantastik oder schwerfällige Gelehrsamkeit verbräme und aufbausche. Das vielfach zugegeben! Aber die Männer aus den geistig und materiell freien, gesellschaftlich zuhöchst stehenden Familien hätten längst durch ihre Mitwirkung Wandel schaffen sollen, statt die geistigen Werke des Fortschrittes den bemitleideten Pfarrer-, Pächter-, Chirurgen- und Stallknechtssöhnen oder Schneiderenkeln zu überlassen und von fremdem Geist, von fremder Litteratur zu zehren, als ob sie dadurch sich über Philister und Pöbel erhöben! Wem werfen Sie vor, daß ein Pückler-Muskau oder Auersperg nicht mit einem Byron oder Alfieri zu vergleichen sind, und Ida Hahn-Hahn hinter der französischen Sprößlingin des Bastards von Sachsen weit zurücksteht? Und warum kämpften nicht so viele Grafen und hohe Herren unter von der Tann wie die Borromei und Genossen unter den Fahnen Piemonts und in den Freikorps Garibaldis?

„Reden Sie doch — Sie können es ja — gleich einem Hutten zu den jetzigen Standesgenossen deutscher Nation!

„Ich spreche hier nicht von dem niederen Adel,

den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Friedrich II. zum Teil mit Gewalt aus Landjunkern in den Dienst des Staates gezwungen und gedrillt haben, und der in solcher Weise, wenn auch nicht gerade in den angenehmsten Formen seine Schuldigkeit thut und seine hohe Bedeutung hat. Ich rede von denen, die außer solchem strammen Dienst zahlreich im Gothaischen Kalender, aber nur ausnahmsweise an der Spitze unserer wichtigsten deutschen Bestrebungen zu finden sind. Wir haben keine englischen Einrichtungen, durch welche jüngere Söhne hoher Familien auf Thätigkeit angewiesen sind, aber auch bei uns sollte man wenigstens darauf sehen, daß solche Sprößlinge wirklich arbeiten lernen und noblesse oblige, voranzugehen in den großen Volksbestrebungen."

„Halt, halt, Gieselherr! Ich lege mein Veto ein!" rief Ranieri. „Warum wollen Sie beide streiten, da Sie beide sind im Grunde einig? — Sie haben sich zu schonen, Gieselherr, als Kranker; Sie sind zu reizbar. Und Sie, Herr Winfried, was ist? Sie hinken und sehen auch aus angegriffen."

Winfried hatte sich im Eifer erhoben und an seinem Stocke gehinkt.

„Ich habe eine Wunde im Arm und eine im Bein," erwiderte er. „Und ich fühle Schmerzen."

„Haben Sie sich verwundet auf der Jagd?"

„Nein, ich bin verwundet vor Friedericia."

„Sie sind kein Jäger? Oder kein Student?"

„Früher Student; jetzt Lieutenant der Schleswig-Holsteinischen Armee."

„Gut, gut. Sie müssen uns erzählen. Herr Lieutenant, haben Sie die Güte, uns zu bestellen den Wagen? Wir wollen fahren. Ja, Gieselherr, Sie müssen an die Luft. Nicht wahr, Herr Lieutenant Winfried? Sie werden sein verschwiegen gegen jedermann über uns. Wir wollen nicht sein gekannt . . . Es scheint, daß Sie kennen uns, weil Sie haben so gesprochen."

Harald verneigte sich zum Zeichen des Versprechens und wies auf die Bucheinbände mit dem Wappen. „Ich kenne Sie nicht. Dies fiel mir auf."

„Ah so. Aber nun sollen Sie hören, daß mein junger Freund auch nicht ist gewesen bloß ein Redner für seine Ideen. Er ist großer Heißsporn und hat gefochten tapfer unter Garibaldi in Rom."

Harald verneigte sich abermals zum Zeichen seiner Anerkennung. Freilich: für Italien hatte der Baron gekämpft; warum kämpfte er nicht für Deutschland?

Zweites Kapitel.

> Die schönen Tage von Aranjuez
> Sind nun zu Ende.
>
> Schiller: Don Carlos.

Harald schrieb an Rudolf nach Klaritz, berichtete über sich und lud ihn ein. Von den Verwandten hatte er natürlich im allgemeinen gehört, was sich in Klaritz zugetragen habe: nur Unerfreuliches betreffs seiner Bekannten, auch Lätitias, die wieder in Klaritz sei.

Rudolfs Antwort sprach die Freude aus, daß Harald nicht zum Krüppel geschossen sei, wie man in Klaritz geglaubt habe. Er, Rudolf, könne augenblicklich nicht abkommen. Dafür müsse Harald ihn besuchen, allerdings wegen anderweitigen Besuchs in einem Gasthofe wohnen, aber sie würden den ganzen Tag zusammen sein. Er müsse ihm sein Herz ausschütten. So vieles wäre seit ihrer Trennung ge-

schehen: schriftlich möge er sich nicht darüber aussprechen. Ein großes, sogenanntes Versöhnungsfest würde nächster Tage gefeiert; Harald solle dazu kommen als Offizier.

Harald empfand aus dem Briefe, daß Rudolf ihn recht vergessen habe und sich erst allmählich wieder in die alte Stimmung hineingeschrieben hatte. Ihn zog es hin zu der gegen ihn so freundlichen, in den letzten Jahren so schwer betroffenen Familie, dann wollte er Lätitia sehen. Da er nicht im Bürgermeisterhause wohnte und folglich keine Umstände verursachte, und da obendrein der Wagen des Onkels Sachen in Klaritz zu holen hatte, so fuhr er in Civil, die Uniform mitnehmend, hin.

Wie erschien ihm Klaritz verändert! Alles und alle, und er sich selbst! Schon, als er durch die Straßen fuhr ... Die Menschen sahen anders aus. Und nun im Bürgermeisterhause! Ach, die alte Unbefangenheit, Herzlichkeit, und die heitere Schlaraffenhaftigkeit von 1847, wie war sie im Jahre 1848 vergangen!

Wäre er nur fortgeblieben!

Da kam Rudolf, stürmisch ihn umarmend, doch auch befangen und nicht ganz offen. Er war, wie man an seinen Schmissen sah, ein flotter Korpsbursche,

der allerdings oft mit dem Kopfe statt mit dem Schläger pariert hatte. Die jüngeren Geschwister kamen auch mit dem Pudel, aber jene gingen ihres Wegs, und der älter gewordene Pudel verzichtete von vornherein darauf, Harald den Hut abzunehmen und benahm sich reserviert. Harald wurde zu den Damen geführt; ihm war so freundschaftlich warm und herzlich zu Sinn: wie verlegen und gleichsam ängstlich zurückhaltend wurde er empfangen. Daß die alte Gemütlichkeit vorbei sei und keine jugendliche Vertraulichkeit mehr stattfinden dürfe, besagte Fräulein Klaras Benehmen. Trudchen suchte dem Beispiel zu folgen. Dann waren sie auch absorbiert von anderen Angelegenheiten. Nun kam auch die Frau Bürgermeisterin. Sie lachte noch, aber viel seltener und dann nur mit dem Mund, nicht mit den Augen. Ihre Freundlichkeit erschien künstlich; ihre Züge waren schärfer geworden; das Kluge, Bestimmte, das hinter ihrem Lächeln und Lachen lag, und das der oberflächliche Beobachter leicht übersehen hatte, trat jetzt bewußt hervor. Das Gemüt überwog nicht den Verstand, wie man sonst hätte denken sollen, sondern umgekehrt. Sie gefiel Harald jetzt eigentlich besser als früher, und er sah keinen Grund, nicht alles ihr zu sagen, was sie wissen wollte, als sie

ihn in der alten Weise ausholte. Er hatte nichts zu verbergen.

„Sie werden meinen Mann sehr verändert finden,“ sagte sie seufzend. „Es ist vieles anders geworden. Gott sei Dank, jetzt geht es wieder besser. Wir haben schreckliche Tage durchgemacht.“ Und nun begann sie zu erzählen, als ob sie einmal ihr Herz erleichtern wolle.

Da kam der Bürgermeister nach Hause.

Der ehemals sich so gerade tragende, den Kopf hoch hebende, wohlbeleibte, mächtige Olympier war sehr zusammengefallen, das Bullenbeißergesicht kleiner, schlaffer, schlottriger, grauer und faltiger geworden, die Augen blickten düster und scheu hinter der goldenen Brille; seine Hände zitterten; wenn er saß, beugte er sich vornüber und richtete sich dann mit einem Ruck, als ob er sich erinnere, gerade empor. Er wandte den Kopf, was er früher nie gethan, oft hin und her, als ob er auf das, was um ihn vorging und gesagt wurde, achte und lausche, und manchmal bemühte er sich zu lächeln. Das that Harald förmlich weh! Bürgermeister Braller bemühte sich zu lächeln!

Ja, die Krone seines Hauptes war ihm 1848 abgefallen. Die scheuen, stummen, unterwürfigen

Beherrschten hatten sich gegen den absoluten Herrscher empört. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht“, hatte Braller gezittert. Man hatte ihm die Fenster eingeworfen — auch Klios Gesicht im Vestibül war durch einen Steinwurf verstümmelt, und die neue Nase war ungeschickt angesetzt. Schuster und Schneider hatten in öffentlicher Versammlung verlangt, daß er ein Diener der Stadt sei und nicht ein Tyrann und Herodes. Die Schlimmeren hatten ihn einen Feind des Volkes, eine Schmach des Bezirkes genannt, die Wütigen ihn als den Reifsten für die Laterne bezeichnet; Klaritz' Bürger würden sich die Bürgerkrone verdienen, wenn sie ihn aufhingen. Man hatte ihn auch thatsächlich auf der Straße insultiert, ihn umringt, gedrängelt und gestoßen — seine Frau hatte ihn vor weiteren Thätlichkeiten gerettet, indem sie ihn unter den Arm faßte und wegführte.

Alles hatte sich damals von ihm zurückgezogen; die kleine Schar der Gleichgesinnten sah sich ähnlich bedroht, und niemand wagte, der Volkswut zu trotzen und diese durch den Umgang mit dem Verhaßten zu reizen. Jeder hatte sich voll Furcht wie eine Schnecke in sein Haus zurückgezogen.

Da war des Pomponius Braller fester Bureau-

kratenstarrsinn aus den Fugen gegangen, und die ganz gewöhnliche Angst für sein Leben hatte ihn ergriffen und seine Nerven zerrüttet. Er verlor Fassung und Würde. Er hatte sich erniedrigt, um Gunst zu betteln, seine eigentliche Gesinnung zu verleugnen: er hatte die schwarz-rot-goldene Kokarde aufgesteckt und liberale Phrasen gesprochen — wer hatte ihm geglaubt?

Jetzt wehte schon wieder ein anderer Wind, aber der Bürgermeister konnte sich noch nicht selbst wiederfinden. Und konnte er je die Selbstachtung wieder gewinnen? Früher hatte er an sich geglaubt und von Gottes Gnaden seine Herrschaft über die ihm untergebenen Bürger, die Handwerker, Ackerbürger und nun gar die Tagelöhner und Gesellen in Strenge seinerseits und Unterwürfigkeit andererseits notwendig erachtet — und er war erniedrigt worden! Er war so tief gesunken, vor denen zu zittern, die vor ihm gezittert hatten!

Als sie allein waren, überflutete Rudolf Harald mit leidenschaftlicher Erzählung aus den letzten zwei Jahren; aber mit demselben Überschwang, mit dem er einst im Herweghschen Stil das Evangelium der Volksfreiheit gepredigt hatte, redete er jetzt als Reaktionär auf den Freund ein, wie wenn sich das

von selbst verstehe und auch Harald ins andere Lager übergegangen sei. Es gab jetzt nur Canaille, Pöbel, versoffenes Bummlerpack, Faullenzer, Tagediebe, Schwindler, Maulhelden, Volksverführer, Umsturzhalunken, wo er einst das Volk, das edle Volk und seine Heroen gefeiert hatte. Ganz Klaritz war nach ihm seit dem vorigen Jahr ein Sumpf von Faulheit, Liederlichkeit, Bankerott, Zuchtlosigkeit und Frechheit geworden.

Harald war dabei, zu betonen, daß er noch auf seinem früheren Standpunkte stehe und Licht und Schatten auseinanderkenne, da wurden sie in die Gartenlaube zum Frühstück gerufen.

Haralds Blick fiel auf die Linde an der Mauer — die Treppenäste zur Mauer hinauf waren abgesägt. Er wies darauf hin.

Rudolf wurde rot und blaß. „Jetzt nicht. Sprich nicht von ihr. Wir sprechen nie über die Undankbare und Unwürdige. Still davon. Da kommen meine Schwestern. Das alte Verhältnis mit der eingebildeten Närrin ist vorbei. Und sie hat sich absolut auch sonst unmöglich gemacht. Ich erzähle Dir schon."

„O weh," sagte Harald.

Das Versöhnungsfest, das große, für Klaritz

unendlich wichtige des morgigen Tages wurde sogleich besprochen und ausschließlicher Unterhaltungsstoff Rudolfs und seiner Schwestern. Harald, obendrein als Lahmer nicht einmal zum Tanz brauchbar, saß dabei als überflüssig. Er hörte oft und mit Emphase den Namen eines früheren Bekannten, des Balduin Gnieser, nennen: einer Hauptperson bei der ganzen Sache.

Es war Harald doch auffällig, daß Rudolf ihn, den am Stock Wandelnden, aufforderte, ihn zu begleiten, da er Besorgungen auszuführen hatte, statt ihn bei seinen Schwestern zu belassen. Doch gab Rudolf hernach selbst die Erklärung.

Er sagte: „Mutter und Schwestern sollen Dir nicht den Kopf warm reden über mich und Lätitia und Gott weiß was. Die Sache ist diese: Als dies Fräulein Sängerin von Berlin zurückkam und ich sie wiedersah und singen hörte, hat sie auch mir den Kopf etwas verdreht, so daß ich mit anderen Eseln mich blamierte. Du trägst auch Schuld daran: erinnere Dich, wie Du sie priesest und ihre Albernheiten für Hoheit ausgabst. Die Kokette imponierte mir und andern. Denk nur, der Rüpel, der doch nur nach Geld freien wollte, hat sich von ihr einen Korb geholt. Den jungen Plummenboom hat sie erst halb

verrückt gemacht und dann, wie er in seiner Art etwas zärtlich wurde, einen unverschämten, frechen Menschen genannt. Gegen mich wurde sie immer zurückhaltender und redete sich aus mit ‚Ritter, treue Schwesterliebe‘. Es war ein Unsinn von mir; der reine Rausch! Glücklicherweise kam der Katzenjammer noch zur rechten Zeit. Aus bester Quelle erfuhren wir — Fräulein Plummenboom weiß es von Augenzeugen — daß sie in Berlin auch schon sich recht sonderbar unter der Außenseite größter Prüderie benommen hat. Ihr Benehmen hier bestätigte das. Da dankte ich und dankten wir für die Freundschaft der falschen, grünäugigen Katze, die sich auch ihrem Vater gegenüber unkindlich und meinem Vater gegenüber undankbar und gegen Freunde unseres Hauses ungeziemend benahm. So mußten wir den Verkehr mit ihr abbrechen. Genug davon. Und nun zu Wichtigerem. — Ich will nur noch sagen, daß sie sich gegen Fräulein Plummenboom und gegen meinen Freund Gnieser der Art benahm, daß wir sie nicht zusammen bei uns sehen konnten.“

„Rudolf! Rudolf!“

„Genug. — Morgen ist das politische Versöhnungsfest der Vernünftigen und der endlich vernünftiger Werdenden in Klaritz. Unter dem Siegel

der Verschwiegenheit: das musikalische Fest ist nur die Einleitung zu politisch Großem. Morgen ist nämlich auch meines Vaters Geburtstag und eine Überraschung wird sich an die musikalische Aufführung reihen, daran Damen aller Parteien teilnehmen. Das ist der Witz. Gelingt alles, so wird die Canaille die Zähne fletschen und heulen, aber beißen kann sie nicht mehr und gewisse Personen werden sogar wieder schweifwedeln. — Ei, guten Tag, Herr Stimmloch. Was machen die Duette? Geht herrlich, habe ich gehört . . .“

Leopold Stimmloch stand nämlich unter der Thür des Ladens der Witwe Traller!

Aber nun erkannten sich auch Harald und Leopold.

„Bon jour, Monsieur, Herr Studiosus Braller. Harald! Ja, ich denk’, Du bist tot? Du seist erschossen! Jungedi, ich freue mich extraordinairement, daß Du noch lebst! Aber das kommt davon. Bist Du ein Krüppel? Du mußtest immer Hans vor allen Högen sein und hattest immer fechten und Krieg im Kopf. Siehst Du, mein Sohn? Du konntest davon bleiben. Was macht Bruno? — Herr Braller. Alles pompös! Na, Harald, Du wirst morgen sehen und hören. Wir haben Zug hineingebracht in Klaritz,

mein Junge. So lebt man in Venedig. Excusez! Wichtige Kunden! Engros-Auftrag!"

Ein Mann mit einem Korb betrat den Laden.

„Ich komme wieder vor, Leopold," sagte Harald, den Engroshändler seinem Geschäft überlassend.

„Ihr begrüßt Euch so freundschaftlich?" fragte Harald erstaunt.

„Ja," erwiderte Rudolf. „Dieser Tütendreher ist ein Esel, aber doch nicht ohne! Er hat eine Brüllstimme, die der alte Organist Tanuler des Lobes wert gefunden, und deretwegen er sich mit dem Mondkalb, ich glaube auf Deine Empfehlung hin, Mühe gegeben hat. Stimmloch spielt morgen eine ziemliche Rolle und man muß ihn warm halten, den Hans Wursten. Denn er hat mit seinem Schwadronieren Einfluß auf Menschen, die noch dummer sind als er. Er ist ein verrückter Hund. Er hat sich totschießen wollen, als die Walbert sich weigerte, ihn einzupauken. Dann hat er eine Wut auf sie bekommen. So! Jetzt geh in die Anlagen und erwarte mich. Ich bin in fünf Minuten wieder bei Dir."

„Ich warte auf Dich eine Viertelstunde; dann geh' ich," sagte Harald, der Rudolf kannte.

Die Anlagen zogen sich rings um die an ver-

schiedenen Stellen noch stehende oder von Häusern überbaute Stadtmauer.

Harald setzte sich auf eine Bank. Kam Rudolf nicht zur rechten Zeit, wollte er Lätitia aufsuchen. Da kam eine junge Dame dahergeschritten — Lätitia selbst! Harald hinkte der sogleich Erkannten freudestrahlend entgegen.

„Lätitia!“

Schön, ja hoheitsvoll in ihrer ernsten Ruhe stand die Schwurfreundin vor ihm. Er streckte ihr die Hände entgegen.

„Gut, daß ich Dich treffe. Ich wollte zu Dir gehen — o, wie freue ich mich, Dich wiederzusehen. Ich begleite Dich.“

„Dürfen Sie mit mir gehen?“ fragte sie ernst und forschend ihn anschauend.

„Vergißt Du unseren Schwur?“ sagte er, zürnend um sich blickend. „Wen habe ich zu fragen?“

„So glaubst Du den anderen nicht?“

„Ich sehe Dich,“ sagte er, „und Du bist, wie Du warst. — Ich weiß jetzt, was ich von Lügen zu halten habe. — Deinetwegen vor allem bin ich von Waldheide hierhergekommen. Wie geht es Dir?“

„Mir geht es traurig,“ sagte sie, ihm die Hand reichend. „Mein Großvater ist vor vier Monaten

gestorben. Man hat mich aus meinen Studien herausgerissen. Ich mußte wegen der Verlassenschaft hierherkommen. Mein Vater hat befohlen, daß ich nicht nach Berlin zurückkehre und hat mir den Herrn Bürgermeister zum Vormund bestellt. Im Anfang war man sehr freundlich gegen mich; manche zu heiß. Darüber ist Feindschaft gekommen — ich bin ja doch nun einmal, wie ich bin, und kann über mein so viel gescholtenes, mir angeborenes Wesen nicht hinaus — und nun verbreitet man Gerüchte über mich, als ob ich in Berlin ein Künstlerinnenleben niederer Art geführt habe und eine Verführerin sei. Sie haben mich verfemt und wollen mich doch zwingen, hier in Klaritz zu bleiben. Als ich nach Berlin ging, hat der Großvater mit Genehmigung meines Vaters an eine Dame mehrere Zimmer vermietet. Diese Dame ist entfernt mit Brallers und auch mit einer Familie verwandt, die hier auf dem Lande wohnt; die Frau Gutsbesitzerin ist eine geborene Gnieser. Als ich zurückkam, wurde jene mir als meine Hofmeisterin zudiktiert. Sie hat mich im Anfang mehrfach bei ihren Besuchen in der Umgegend mitgeschleppt, bis ich mich dagegen empörte, weil man sich Freiheiten gegen die ‚Sängerin‘ gestattete, die ich Zudringlichkeiten und Beleidigungen nannte und mir verbat.

Dafür gelte ich als eine heimtückische, böse Person, die mit allen Künsten junge Herren anlockt, um dann plötzlich die Prüde zu spielen und man verleumdet mich. O, es ist sehr gemein! — Ich habe durchgesetzt, daß jene Dame, zu der viele junge Herren kamen, das Haus verlassen mußte."

„Arme Lätitia."

„Ich trage dies nicht lange. Mein Vater hat meine Mutter und mich verlassen und hat kein Recht, über mein Leben zu bestimmen, ohne mich zu kennen. Hier bleibe ich nicht, oder höchstens — tot."

„Mut, Mut!" sagte Harald. „Nur nicht verzagen!"

„Verzagen?" erwiderte sie bitter. „Ich weine ja nicht einmal. Ich bin ja unempfindlich, vor Dünkel gefühllos und verstockt! Aber hier dem jammervollen Geschwätz ausgesetzt zu sein und von allen früheren Freundinnen verfolgt, verlästert zu werden, das halte ich nicht aus."

„Du mußt zu meiner Base aufs Gut kommen," sagte Harald. „Da können wir beraten. Sie ist die trefflichste, verständigste Frau. Ich werde sogleich an sie schreiben."

„Sie mag sehr verständig sein, aber schwerlich verstehen, was mich bewegt. Doch betrübe Dich nicht

um mich. Ich habe meine Kunst, die mich stärkt und erhält. — Jetzt muß ich leider eilen, denn ich habe für morgen noch ein paar junge Damen einzuüben. Da kommt auch Rudolf. — Adieu!"

O, Harald begriff viel, als er sie in ihrer Schönheit und Würde gesehen hatte! Er begriff noch mehr, als Rudolf jetzt mit brennendem Kopf herankam und durch seine Fragen das Wunder begreiflich machte, warum die jungen Herren sich nicht bloß verliebt, sondern auch der Enkelin des Organisten ihre Hand angetragen hatten.

„Die Walbert?"

„Fräulein Lätitia Walbert."

„Hat sie Dir in kaltem Triumph erzählt," brach Rudolf los, „daß sie mich schlecht behandelt hat? Hat die Preciosa renommiert, daß feststeht, daß ihr Vater kein Bastard, sondern der Sohn eines Fürsten und einer Schauspielerin in richtiger Ehe und sie somit eine Fürstenenkelin ist? Hat sie über Familie Plummenboom und Balduin Gnieser ihre Glossen gemacht, daß sie Frechheit und Gemeinheit habe ausstehen müssen? — Wirbelt ihr der Kopf gar nicht vor Hochmut? — O, diese Person! Ihr ist alles gleich in ihrem Selbstdünkel!"

„So, so," sagte Harald. „Eine Fürstenenkelin?

Nun begreif ich. Dafür ist sie — ja, ja. Sie sagte mir, daß man sie schändlicherweise verleumdet und verfemt habe, nachdem man ihr zu Anfang sehr entgegengekommen sei."

„Darüber ein andermal. Lassen wir diese — diese edle junge Dame," sagte Rudolf verlegen und erbittert. „Ich habe jetzt Wichtigeres in den Kopf zu nehmen. O, es ist scheußlich! Ich bin ganz niedergeschmettert. Was soll werden? Und alles war so herrlich vorbereitet!" Rudolf war wirklich auseinander vor Aufregung.

„Was ist geschehen?"

Das Fest im Schützenhaus, der zum großen Versöhnungsfest herauszuwachsende musikalische Abend war ins Wasser gefallen! Die musikalische Vereinigung war Grundlage, Verbindung, Ausgangspunkt für das politische Harmoniefest. Fiel sie fort und wollte man sich doch gesellschaftlich versammeln, so fehlte der animus, die richtige Temperatur für die Gemüter, die bahnbrechende Vereinigung durch die mitwirkende Jugend. Allen Rednern war damit schon das Konzept verrückt. Es war ein Schicksalsschlag ohnegleichen. — Warum war die dumme Mutter der Frau Advokatin Hühnerspitz nicht zwei Tage später gestorben! Denn diese, die musikalische Leiterin des Festes, mußte nun

morgen früh abreisen und konnte natürlich nicht mitwirken. Und sie dirigierte nicht bloß, sie begleitete auch die Sänger auf dem Klavier und hatte selbst zu singen.

„Kann sie das alles?" fragte Harald.

„Ja. Sie ist ausgebildet auf dem Konservatorium und wollte gerade als Sängerin auftreten, als Advokat Hühnerspitz sie heiratete. Vor einem halben Jahre sind sie hierhergezogen, so daß sie zwischen den Parteien standen. Frau Advokatin hat eine Freundin vom Konservatorium her, die eine berühmte Sängerin geworden ist, eingeladen, mit ihr zusammen Duette zu singen. Leider kann diese erst morgen mittag ankommen, sonst hätte sie vielleicht die Leitung übernehmen können, wenn sie auch für Dirigieren gar kein Talent habe, wie Frau Advokatin sagt. Was nun?"

„Also der Frau Advokatin Hühnerspitz wird das Konservatorium nicht verdacht, aber Lätitia soll sich nicht der Kunst widmen?"

„Ihr Vater will es nicht."

„Nun, was sucht Ihr lange? Ich bin überzeugt, was Frau Hühnerspitz kann, das kann Lätitia auch. Und eingeübt hat sie ja auch, wie ich hörte, mit Verschiedenen die morgigen Sachen."

Rudolf schwieg. Er hatte sicher dasselbe schon gedacht. Zu Hause angekommen, fanden sie Holland in Not, das Komitee nahezu vollständig beisammen und in schrecklicher Aufregung. Ein Vorschlag, unsinniger als der andere, tauchte auf. Da sollte man eine Theatersängerin holen, koste sie, was sie wolle und wenn sie hundert Thaler verlange! Hundert Thaler! Ausrufe des Schauderns!

Es wurden keine Formen eingehalten; Harald durfte der Sitzung beiwohnen.

„Jenseits der Planken wohnt, die helfen kann,“ sagte er zu den jungen Damen.

„Wir danken, Herr Winfried,“ sagten diese und wandten sich beleidigt von ihm ab.

Doch Not kennt kein Gebot. Harald sah, wie Rudolf mit seiner Mutter flüsterte und dann mit einem dicken Herrn leise sprach.

Das Thema, daß einer der jungen Herrn eine Sängerin im nächsten, aber meilenweit entfernten, nur zu Wagen zu erreichenden Bade suchen solle, wurde gerade behandelt, als der dicke Herr, der „Fetthammel“ Ökonomierat Schafhaut, sich erhob.

„Das wär' denn doch wohl eine wilde Gänsejagd,“ sagte er, „und das Geld wäre rein weggeworfen. Ich meine, wenn alles Zeug reißt, dann

müssen wir auch mal über den Strang schlagen. Mein Liening hat mir gesagt, daß Minna Rothjack ihre Lieder bei der Walbert einübt und daß die Rothjacks behaupten — ich bitte mir nicht übel zu nehmen, was die Rothjacks sagen — daß die Walbert, ich will nur sagen, sicherlich ebenso gut sänge und spiele wie Frau Advokatin. Nun bin ich der unmaßgeblichen Ansicht, daß die Walbert eintreten müsse. Schon deswegen, weil sie früher viel Freundlichkeit in diesem Hause genossen hat. Und Not kennt kein Gebot. So ist es! Ergo! Das ist es, was ich habe sagen wollen aus der Praxis des Lebens heraus."

Tiefe Stille, dann Gemurmel der Zustimmung, auch des Unwillens folgte diesen Worten. Aber nun erhob sich der Schulrektor. „Der Vorschlag unseres geehrten Herrn Ökonomierats ist ein wohl zu beherzigender zu nennen, der uns aus dem circulus vitiosus unausführbarer Vorschläge herauszuhelfen die Möglichkeit zu bieten imstande sein könnte! Kann uns jemand helfen, so ist es die uns allen wohlbekannte Begabung der Enkelin unseres berühmten städtischen Organisten Tannler. Es ist ja auch kein Familienfest, sondern ein öffentliches Fest und sind soeben Damen vom Theater in Vorschlag gebracht

worden, von denen wir keine weitere Personalkenntnis besitzen."

„Kann man seine Töchter der Leitung einer Singschülerin von Mamsell Walberts Ruf anvertrauen?" sagte eine Dame.

„Ich erlaube mir die Erinnerung an Schillers Wort ‚Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,'" sagte Harald. „Und im Persönlichen erkläre ich jede Verunglimpfung des Rufes meiner Verwandten, des Fräulein Walberts, für böswillige Verleumdung."

„Ich bitte, hier in keine persönlichen Erörterungen einzutreten," rief der Schulrektor schnell. „Wir sind ja schon einig, Fräulein Walbert zu ersuchen . . ."

Alle pflichteten bei; nur wollten einige doch nebenher krakeelen, um sich den Rücken zu decken und sagen zu können, daß sie remonstriert hätten, aber die Frau Bürgermeisterin forderte die Betreffenden sogleich namentlich auf, einen besseren Vorschlag zu machen und ersuchte ihre beiden Töchter so scharf, stille zu sein, und dem Komitee die Leitung zu überlassen, daß keiner im Zweifel blieb, wie bei ihr der Wind wehe.

Dann schickte sie nach einem leisen Gespräch unter vier Augen Harald an Lätitia ab — Diesem folgte nach einiger Zeit die Deputation: der Herr

Ökonomierat und der Herr Rektor. Es herrschte große Unruhe und Aufregung, bis die beiden Herren zurückkamen mit beleidigten Gesichtern, aber mit der Botschaft, daß Fräulein Walbert bereit sei, nach besten Kräften die Leitung zu übernehmen.

„Die hochnäsige Trallerliese that auch noch sehr großartig gegen uns," eiferte der Ökonomierat. „Erst als auch wir ihr wiederholt hatten, daß die Frau Bürgermeisterin und alle Damen des Komitees zugestimmt hätten, nahm sie ganz patzig die Ehre an, ohne einen Gedanken zu äußern, als ob sie sich und uns blamieren könne."

Nun stob alles auseinander, denn es war Essenszeit.

Harald bereute schwer, gekommen zu sein, aber er mußte ausharren. Die jungen Damen, die erst im letzten Augenblick hoch geputzt von ihrem Zimmer sich zum Essen verfügten, zürnten mit ihm. Dagegen empfingen sie einen anderen Gast mit Emphase: den im Komitee schon mehrfach mit Bedauern vermißten Herrn Balduin Gnieser.

Dieser, ein großer, wohlgewachsener, schlanker junger Mann mit bald schmeichlerischem, bald arrogant hoffärtigem Benehmen, hatte nach bestandenem Examen vor ein paar Monaten auf Besuch bei seiner

Schwester, einer Gutsbesitzerin in der Nachbarschaft, die Bekanntschaft mit der Bürgermeisterfamilie gemacht und hatte in den letzten Wochen freiwillige Hilfsdienste beim Bürgermeister gethan. Er hatte sich großen Ruhm und viele Verdienste durch seine Klugheit und Schneidigkeit erworben und entschieden dazu beigetragen, dem zusammengebrochenen Braller den Rücken zu steifen.

Seine Begegnung mit Harald war kühl, aber in der Familie war er Hahn im Korbe. Er wurde geschwinde beiseite genommen und in die Begebnisse eingeweiht. Harald wußte jetzt, warum Fräulein Klara sich gegen ihn selbst so reserviert benommen hatte . . . wie jene zwei miteinander verkehrten, mußte man noch anderes als freundschaftliche Höflichkeit vermuten . . . Familie Braller war sehr wohlhabend und Fräulein Klara eine gute Partie. Das wußte jeder, und wußte auch Fräulein Klara selbst. In dieser Beziehung war alles in Ordnung.

Rudolfs Gefühle und Benehmen gegen Balduin waren ungleich: zwischen Siede- und Gefrierpunkt sich bewegend. Gleich nach Tisch, an welchem Balduin das große Wort geführt und viele maliziöse Geschichtchen aufgetischt hatte, kamen in früherer Weise Festfreundinnen und Jünglinge angerückt, und

bald danach fuhr in einer Landkutsche mit vier Pferden eine junge Dame vor, von der vorher viel die Rede gewesen war, für Harald nicht ganz unbekannten Andenkens: Fräulein Adeline Plummenboom von Langen-Schapelow.

Fräulein Adeline war groß und voll, weiß und rot, nicht schön, aber gesund und mit dem Ausdruck, den das Bewußtsein verleiht, eine viertel Million Thaler zu erben. Ihre Gesichtszüge waren etwas derb und sinnlich, doch jetzt durch Jugendfrische und Vergnügen belebt; sie war keck, überfließend von rücksichtslosen und protzigen, auch derben Schnäcken. Sie erlaubte sich alles, und ihr wurde alles erlaubt. Sie lachte dazu, und dann lachten die anderen mit und rühmten sie als so unbefangen, natürlich und witzig. Sie selbst nannte sich „deutsch-geradeheraus“, wenn sie eine grobe und unverschämte Beleidigung sagte.

Harald wurde von ihr gemustert, dann in ihrer Art freundlich, das heißt noch taktlos genug als Lahmer, der sein Hauptverdienst eines guten Tänzers eingebüßt habe, angesprochen; aber er verschmähte diese Avancen und zog sich zurück und überließ Fräulein Plummenboom den anderen jungen Herren, unter denen sich Rudolf als Bewunderer aus-

zeichnete. — Der Kaffee wurde in der Laube aufgetragen.

Der Bürgermeister geruhte, ein Gespräch mit Harald zu beginnen. Er sprach von seinem Sohne, und wie recht er gehabt hatte in der Überzeugung, daß Rudolfs gesunde Natur und Vernunft ihn von seinen früheren hitzigen politischen Schwärmereien bald auf den rechten Weg zurückführen werde.

„Was Lätitia Walbert anbelangt, für die Sie sich als Verwandter, wie ich gehört habe, herausstellen, so wissen Sie, ich bin dem eigentümlichen Mädchen immer wohl gewogen gewesen. Ich war es auch jetzt, durch den Auftrag ihres Vaters in besonderer Weise berufen, und in jeder Beziehung bereit, mich ihrer anzunehmen. Wie sie sich aber ihrem Vater und mir gegenüber, und den Meinigen gegenüber, muß ich hinzusetzen, benimmt, das zeigt, daß sie ihren ruhigen, soliden Halt verloren hat, sich mit Hirngespinsten trägt, die sie hochmütig albern machen, und was schlimmer ist, daß sie abenteuern will. So muß ich, da sie obstinat und unartig mir den Gehorsam verweigert, mich darauf beschränken, nach dem Willen ihres Vaters einzugreifen, und sie energisch zum Gehorsam zwingen.“

Harald wollte erwidern, aber der Herr Bürgermeister brach das Gespräch ab und ging fort.

Fräulein Adeline hatte mittlerweile die grünäugige, wachsfarbige, fischkalte Noten-Pomsia Lätitia verarbeitet — laut genug, daß Lätitia, falls sie in ihrem Garten saß, alles hören konnte — „Sie soll es hören!“ schrie Adeline auf eine dahinzielende Bemerkung. Dann erwählte sie sich ein anderes Opfer und erzählte, daß der verrückte Ladenschwengel Stimmloch nächstens ganz überschnappen werde. Sie freue sich schon auf sein Brüllen. Neulich habe er sich ja totschießen wollen, wenn die Walbert ihn nicht singen lasse. Jetzt sei er zur Fahne der Frau Advokatin übergegangen, und zu anderen Fahnen und verwünsche die Walbert, und jetzt sei es zum Totlachen, wenn man — das heißt natürlich sie — bei ihm einkaufe, wie er die Augen verdrehe wie ein gestochener Hammel und die roten Pratzen aufs Herz ege wie ein verreckender Frosch, und an den Wagen hinausträte und den Fuß aufs Wagenbrett setze und konversiere, bis der Kutscher davonfahre, ja, noch nebenher laufe, damit ganz Klaritz ihn sehe.

Auch sie habe ihn nach der Walbert gefragt; da habe er geschworen, dieselbe sei ihm tout-mops-égal; in ihm brenne eine heilige Flamme, der sein

Leben, wenn auch im geheimen, toujours constant sakrifiziert sei. Und nun äffte Fräulein Adeline ihn nach in Benehmen und Sprache — zum Totlachen, wie alle jungen Damen und die meisten jungen Herren erklärten — und wie sie ihn dann anblicke und verlegen thue und seufze, und wie er dann die Augen rolle und die Arme verdrehe.

„Er wird noch Ohrfeigen bekommen,“ meuterte Herr Balduin Gnieser. „Ich habe ihn schon einmal geprügelt.“

Die Gesellschaft bereitete sich nun zum Aufbruch, um zur Probe zu gehen. Die Frau Bürgermeisterin sprach etliche eindringliche Worte, wie man sich zu verhalten habe. Was als Befehl galt, richtete sie an ihre Kinder ohne Lächeln; die allgemeinen Ermahnungen brachte sie heiter vor.

Harald wurde nicht aufgefordert, der Probe beizuwohnen; im Gegenteil wurde ihm zu Gehör geredet, daß nur Mitwirkende anwesend sein dürften.

Er war tief verstimmt: einst hatten die beiden jungen Damen ihn über die Maßen liebenswürdig behandelt — jetzt war er ein abgesetzter Günstling, den Fräulein Klara am liebsten verleugnet hätte; die Schwester half ihr dabei. Doch das war nicht das Schlimmste: er fühlte sich auch noch in der schwierigen

Lage des getreuen Eckarts, dessen Warnungen als beleidigte Eitelkeit aufgenommen werden konnten.

Er schämte sich seiner Überzeugung, daß die sicheren Nachrichten über Lätitias Abstammung ihr nicht bloß den Zudrang der jungen Herren und die Genehmigung von deren Familien, aber auch den Neid, namentlich der Genossinnen erregt hätten. Die Fürstenenkelin wäre als Braut, Gattin und Schwiegertochter genehm gewesen. Nun rief sie zum Neid den Haß hervor, als sie solche ihr angebotene Anträge abwies. Man rächte sich durch Klatsch und Verleumdung; man stieß sie aus: keine der früheren Freundinnen hatte stand gehalten. Das Klaviertier hatte sich zu hochmütig über alle erhoben; jetzt galt es, sie gründlich in den Schlamm hinabzuzerren. Rudolfs Schwäche erschien Harald kläglich. Der Eitle, Gekränkte war plötzlich mit fliegenden Fahnen zu Fräulein Adeline Plummenboom übergegangen; dem Idealismus folgte die Geldrechnung.

Aber Harald hätte Rudolf warnen mögen. Rudolfs erregte, poetisch auftragende, mit dem eigenen Selbst sich gern beschäftigende Art schien ihm nicht der Geschmack Fräulein Adelines, die derbere Huldigungen und andere Unterhaltungen liebte. Dagegen sah er, daß Herr Balduin Gnieser, wenn er sich

mit Fräulein Plummenboom beschäftigte, großen Erfolg durch seine drastisch sarkastische, andere durchhechelnde Beredsamkeit habe. Was das Schlimmste: Balduin Gnieser erschien Harald falsch gegen Fräulein Klara, die ihrerseits nur für ihn Augen und Sinn hatte und in einer gegen andere stolzen, gegen Balduin schmachtenden Empfindsamkeit schwamm. Schönes, Interessantes war dabei durch ihr Wesen ergossen, aber — war nicht Gefahr, daß sie plötzlich aus ihrer hohen Gefühlssphäre gestürzt wurde? Als Harald gegen Rudolf eine warnende Bemerkung machte, wurde er unwillig abgefertigt. Balduin war ein herrlicher Mensch!

Auch Adeline. „Ist sie nicht herrlich, nicht imposant? Welche Figur! Sie wird eine Juno, sie ist eine epische Erscheinung im Stil von Goethes Dorothea! So voll und mächtig. Was sagst Du?“

„Was macht denn der Gnieser für faule Witze mit ihr?“ fragte Harald entgegen.

„Ich habe das auch nicht gern, aber sie ist so schlagfertig und neckisch und giebt jeden so trefflich ab.“

„Hat sie viel?“

„Ihr Vater wird auf mehr als eine halbe Million Thaler geschätzt. Zwei Kinder. Viel bares Geld

von der Mutter und zwei große Güter. Doch darum handelt es sich nicht. Aber ihr Wesen, ihr Benehmen! Ist sie nicht göttlich?"

„Göttlich? Wie meinst Du? Mir schießt sie ein zu grobes Kaliber."

„Du bist unausstehlich," sagte Rudolf beleidigt.

„Rudolf, mir gefällt ihr Benehmen nicht mit diesem Balduin — verzeih mir, daß ich das sage. Erinnere Dich, wie Du einst seinen Charakter beurteiltest."

„Balduin ist ein Ehrenmann, und ich bitte Dich, ihn aus dem Spiel zu lassen," erwiderte Rudolf flammend. „Wir kennen ihn jetzt besser, und die alten Schulgeschichten gehören hier nicht mehr her. Er ist die rechte Hand meines Vaters, und als solche erprobt. Und ich weiß nicht, warum Du alles unfreundlich beurteilst."

Harald hinkte zu seinem Gasthof; seine Entschuldigung, daß er heute abend nicht mehr kommen werde, da er sich schonen müsse, war mit höflichem Bedauern angenommen worden.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen that Lieutenant Winfried etwas, was er gleich für Klaritz hätte thun sollen; statt des gewöhnlichen, auf die Wunden berechneten, schnell aus dem Laden gekauften Civilanzugs zog er seine Uniform an.

Die Wirkung war gewaltig, als er auf der Straße und im Bürgermeisterhause erschien: gestern war er ein verunglückter, lahmer Mensch; heute war er ein verwundeter Offizier und interessanter Held.

Fräulein Plummenboom sah ihn heute noch wohlwollender an und erklärte, daß er ein fester Binke zu sein scheine — sie hatte ihre Pension in einer Universitätsstadt absolviert, was in mancher Beziehung sehr bildend für junge Damen ist. Ja, Harald war heute ein anderer Mensch: alles, was er sagte, war viel interessanter, bedeutender und zuhörenswürdiger. Fräulein Adeline erklärte ihm so-

gar lachend, sie verzeihe ihm seinen Geschmack für die Zigeunerkönigin jenseits der Planken, da diese wenigstens zur Singmamsell sich ganz hübsch vom Klaviertier heraufgearbeitet habe.

Lätitia hatte gestern über alle Erwartung gut die Probe geleitet und alle Aufgaben der Frau Advokatin übernommen; selbst die Duette mit deren Freundin wollte sie singen, alles das, wie selbstverständlich, ohne weitere Worte darüber zu verlieren.

Fräulein Trudchen war so liebenswürdig, eigenmündig Harald dies Lob seiner Verwandten auszusprechen.

Harald hatte am Nachmittage vor dem Feste eine große Überraschung: in seinem Gasthofe fand er die beiden Gäste von Waldheide und eine mit Extrapost allein angekommene Dame, die Frau Doktor Ranieri, wie sie ihm vorgestellt wurde. Diese hatte das Unglück gehabt, ihre Begleiterin am gestrigen Tage krank zurücklassen zu müssen. Sie selber war von der Reise sehr ermüdet und wollte heute in Klaritz rasten und erst morgen mit ihrem Manne weiterfahren. Am Vormittage hatten sie sich im Gasthofe getroffen.

Auch Frau Doktor Ranieri sprach deutsch und

gut deutsch: sie stamme aus einer halbdeutschen Familie und habe in Wien gelebt.

Die beiden Herren hatten am Nachmittag viel zu schreiben und Harald machte für die Frau Doktor den Gesellschafter: sie gefiel ihm außerordentlich, ja er meinte nie ein so freundlich zuvorkommendes, heiter einfaches und doch so vornehmes Benehmen kennen gelernt zu haben. Sie nahm im Verlauf des Gespräches solchen Anteil an allem, was ihn bewegte, und er war so froh, den Rat einer so feingebildeten Frau anrufen zu können, daß er ihr von Lätitia erzählte. Als die Frau Doktor wahrnahm, daß der große, blonde, junge Mann für diese junge Persönlichkeit schwärme, aber in dieselbe durchaus nicht verliebt sei, sondern wirklich als Freund für sie einstehe, erschien ihr dies so wunderbar, daß sie sich in ungewöhnlicher Weise für Lätitia interessierte.

Als sie hörte, daß heute abend die sonderbare Vorstellung sein werde, beschloß sie hinzugehen. Ihrem Manne werde die Zerstreuung gut sein, da sie mit der ganz spät eintreffenden Post Briefe erwarteten und vorher sich doch nicht zur Ruhe begeben könnten. Harald möge einen Tisch für sie belegen... denn man saß an einzelnen Tischen.

Als Harald den Freund, der mit Balduin die

Anordnungen überwachte, davon benachrichtigte, war dieser augenscheinlich erfreut, indem der Bürgermeistertisch schon überfüllt war, und Harald bekam für sich und seine Gäste einen eigenen Tisch, gleich vorne dran in erster Reihe. „Es wird Dir recht sein," sagte Rudolf, „daß hier auch ein Stuhl für Fräulein Walbert belegt ist, wenn sie sich in der Pause setzen will. Nach der musikalischen Aufführung will sie nicht bleiben, sondern gleich nach Hause gehen. So ist mir mitgeteilt worden. Sonst hätte ich sie der Familie Rothjack zuschieben müssen, die aber auch nichts von ihr wissen will."

Die musikalische Aufführung begann. Die Elite von Klaritz und was irgend einladbar und präsentabel war, war gebeten oder hatte sich nach anfänglichem, lästerlichem Schimpfen hinzugedrängt. Dazu waren Eingeladene aus der Umgegend, Gutsbesitzer, Pächter, Prediger und andere Honoratioren des großen Zweckes wegen erschienen.

Der große Saal im Schützenhaus bot Raum für alle.

Das Fest nahm seinen Anfang. Schon der Aufzug der Sänger und Sängerinnen eines Doppelquartetts bot einen hohen Genuß, wie sie anzogen, bücklingten, knicksten und dann sich in Position setzten.

Der Matador darunter war Herr Leopold Stimmloch. Wie er dastand in weißer Krawatte mit weißen Glacéhandschuhen, das Gesicht freudegerötet, die Augen stolz über das Publikum rollend, ohne jede Spur von Furcht, linker Fuß vor, linke Hand in der Weste —

„Freudig wie ein Held zum Siegen!“

Die zweite besondere Erscheinung war die jetzt herantretende Dirigentin, ganz einfach in anliegendem Halbtrauerkleid, blaß, mit ruhigen Zügen, aber mit Augen, welche magisch ausdrucksvoll über Sänger und Publikum hinblickten. Und nun — eine leichte Kopf- und Handbewegung —

Was zu machen war, wurde gemacht!

Es war ein Kunststück, die Direktion dieser acht Sänger, ermöglicht allerdings nur durch Leopold Stimmlochs taktvollen Gehorsam gegen den Taktstock.

Lätitia hielt die Sänger zusammen, steigerte, dämpfte, ließ sie sich austoben — alle schrieen gegen den fürchterlichen, sie alle übersingenden Leopold an, daß die Adern auf den roten Köpfen hervortraten, und dann decrescendo und Leopolds Schmettern wurde zum Schmelzen und die andern schmolzen ihm nach und der Gesang erstarb unter Todesstille des Publikums in einem Säuseln . . .

So war's recht. So wollte man es.

„Bravo! Bravo! Bravo!" Der Saal raste vor Entzücken. Solches forte! Solches piano! Solches smorzando! — Das war kannibalisch, wie selbst der Rüpel erklärte, nie dagewesen!

Der Erfolg des Abends war damit so gut wie entschieden. Die Klaritzer klatschten — und mit welchen tönenden Händen! — die Sänger und sich selbst an; sie waren in Stimmung versetzt.

Auch an Haralds Tische verdrängte Heiterkeit eine vorher nicht zu verbergende Unruhe seiner Gäste. Ein an anderen Tischen abgewiesener, schneidermäßig aussehender Mann hatte sich übrigens noch an eine Ecke gesetzt und war geduldet worden, da er Fremder zu sein erklärte. Man hatte ihn nach hinten gewiesen, aber er hatte nicht geruht, bis er vorne diesen Platz fand. Der Schneider that großartig, als ob er etwas davon verstände, so nachdenklich hörte er zu, wie man an den Nebentischen sich mokierte.

Auch Harald klatschte, so gut er konnte, und der Baron und der Doktor halfen kräftigst und lachten herzlichst.

Nun kam ein Terzett von Fräulein Trudchen und zwei Demokratinnen; Lätitia am Klavier. Die von Lätitia eingeübten Demokratinnen legten tapfer

los und Fräulein Trudchen fiel tapfer ein — sie kamen wohl etwas auseinander, die eine bald vorauf, bald hinterdrein, aber Lätitia fing sie mit dem Klavier immer wieder zusammen und — auf dem hohen Ton hielt jede, die ihn gefaßt hatte, schon aus, bis die zwei andern dabei waren und das Klavier that Wunder, ließ die Sängerinnen singen oder deckte sie zu — kurz, es war ein großer, riesig applaudierter Erfolg.

Bürgermeister und Bürgermeisterin machten den beiden jungen Demokratinnen coram publico die verbindlichsten Elogen.

Nun kam Duett „Wohin ich geh und schaue“, gesungen von Fräulein Klara Braller und Fräulein Victorine Rothjack.

Dies Schauen, wie die beiden Koryphäen vortraten, Fräulein Klara in Rosa, Fräulein Rothjack in Himmelblau — beide Toiletten aus der Hauptstadt.

Eine Zeit lang herrschte große Angst unter den Demokraten, daß Fräulein Rothjack vor Aufregung mit ihren schmalen Schultern ihr ausgeschnittenes Kleid nicht halten könne und dieses schmählicherweise heruntergleiten und Fräulein Viktorine wie die Klytia aus Blumenblättern herausschauen werde, während Fräulein Klara ganz gerade und hoheitsvoll „wie

Marmor" posierte; mit Lätitias erstem Accord aber kam auch Fräulein Rothjack wieder zu sich. Beide waren einander entsprechend ausgewählt; sie hatten ganz hübsche Stimmen, nur war es mehr Gezirp als Gesang; doch waren beide von ihren respektiven Lehrerinnen so gut in den letzten Wochen eingeübt, daß sie ganz glatt mit ungeheurer Inbrunst dahinzirpten.

Kolossaler Applaus! „Das ist Schule! Das ist Kunst! — Das ist kein Schreien! — Das ist das Wahre! — Das ist die Höhe der Vollendung! Diese Töne wie auf der Nadelspitze! — Fein! fein! Welche Elegie! — Wie süß! Bravo! Da capo! — Ja, da capo! Da capo!"

Und unter Freudengetrommel und Geklatsch, daß sich die Balken biegen konnten, erschienen die beiden jungen Damen, glückselig sich verneigend, und sangen da capo.

Herr und Frau Bürgermeister gingen als die ersten — sie machten diese Avance — zu Herrn Rothjack und Frau und der Bürgermeister brummte, den Kopf von oben nach unten bewegend, dem Demokratenpaar lobende, abgerissene Sätze über Viktorinens schöne Stimme zu und die Frau Bürgermeister lächelte,

redete, lachte, drückte der Frau und ihrer Tochter die Hände — hinreißend, ganz wie früher.

Als sie zurückgingen, war nur eine Stimme im Saal, daß der Bürgermeister doch sehr freundlich sein könne und viel, viel gelernt hätte. Wenn er immer so gewesen wäre! Nun, er hat sich gebessert. Aber man muß bekennen: repräsentieren kann er. Wenn er einmal mit dem Kopf nickt, dann ist das von größerem Gewicht, als wenn sein Hauptfeind Schuster Schlapp eine Stunde redet. Schuster Schlapp ist ein Großmaul.

Nun kam ein Trio von Klavier, Violine und Violoncello: Lätitia, der Schulrektor und der Apotheker. Diese beiden haben vor 1848 zusammen gespielt, dann sich politisch verfeindet. Jetzt haben sie sich zu diesem Terzett bequemt auf Bitten der Frau Advokatin Hühnerspitz. Lätitia spielte schön. Als das Stück beendet war, gingen die beiden Männer, von der edlen Musika und dem Applause gerührt, aufeinander los und — umarmten sich.

Und nun — nun bebten alle Damen vor Erregung und waren auch alle jungen Herren erregt.

Frau Advokatin Hühnerspitz hatte für sich und ihre Freundin Normas und Adalgisas und hernach zur Belohnung Stimmlochs, Normas und Severs

Duette ausgewählt: „Diese Zarten jetzt beschütze" und „In dieser Stunde sollst Du erkennen".

Die Konzertsängerin war am Mittag angekommen und wohnte bei Brallers. Lätitia hatte die — Frechheit gehabt, einzuwilligen, mit ihr zu singen. Reise, Honorar, Toilette waren wenigstens nicht umsonst für die Fremde.

Um die Musikschülerin Walbert, die hoffärtige, die solches Wagnis unternahm, von vornherein zu drücken, verlangte Fräulein Sputz, daß sie italienisch singen wolle. Lätitia hatte dazu ihre Beistimmung genickt: sie hatte von Kind an bei ihrem Großvater und für sich Italienisch getrieben und dann in Berlin guten Unterricht erhalten.

Fräulein Sputz begann als Adalgise:

Me chiami o Norma!
Qual ti copre il volto tristo pallor.

Und Norma antwortete:

Pallor di morte!

Ranieri fuhr empor aus unruhigem Nachdenken; Baron Gieselherr, der zerstreut dagesessen hatte, schrak zusammen; die Frau Doktor nickte Harald erstaunt zu.

Ein Erbeben ging durch die Zuhörer. Wer hatte geahnt, hier ein solches Duett zu hören! Fräulein Sputz nahm gegen die Nebenbuhlerin alle Kraft

zusammen und übertraf sich selbst, aber immer wieder hob sich Lätitia darüber. Kraft und Reinheit der Stimme und Ausdruck waren wunderbar. Sie begleitete sich selbst auf dem Klavier. Niemand blätterte ihr um. Da sprang Ranieri auf und wendete ihr die Notenblätter.

Diesmal mußte sich das Publikum erst förmlich besinnen, ehe es klatschte, um dann wieder in eine erwartungsvolle Stille zu verfallen. Dann wurde Fräulein Sputz mit Enthusiasmus wieder und wieder gerufen. Auch Fräulein Walbert erhob sich das erste Mal am Klavier, blieb dann aber sitzen. Harald eilte zu ihr, sie zu beglückwünschen. „Sie sind eine große Künstlerin," sagte Doktor Ranieri. Indessen wurde Fräulein Sputz im Triumph vom Komitee und der Elite umdrängt, gefeiert und zu ihrem Sitz zurückgeführt.

Nun kam Rudolf, fürchterlich erregt, zu Harald und fragte ihn im Auftrage, ob Fräulein Walbert sich nicht überanstrenge durch Singen und Begleiten und ob sie nicht das folgende Duett weglassen wolle. Ihm folgte der Arzt, Herr Doktor Grün: er könne das nicht verantworten. Zugleich aber schoß auch Leopold Stimmloch mit brennend rotem Kopfe heran,

laut eifernd, daß er nie und nimmer zurückträte. Das lasse er sich nicht gefallen. Solchen Skandal und solche Intrigue gegen seine Sängerehre lasse er nicht auf sich sitzen. Eine Anzahl seiner Kollegen folgte ihm gestikulierend und laut meuternd auf dem Fuße zu seiner Unterstützung.

„Ich werde statt Ihrer begleiten, wenn Sie es erlauben, Fräulein," sagte der Doktor Ranieri.

„Ich auch," sagte der Quasi=Schneider. Aber der Doktor hatte sich schon ans Klavier gesetzt.

„Darf ich fragen, was die Herren hier ohne Erlaubnis des Komitees zu thun haben und wer Sie sind?" fuhr plötzlich Balduin Gnieser grob und scharf drein.

„Sie haben die Ehre, mit dem Baron Gieselherr zu sprechen," erwiderte der voranstehende Gieselherr kurz und hochfahrend. „Dies ist mein Freund, Doktor Ranieri."

Eine seltsame Wandlung ging mit Herrn Balduin Gnieser vor. Er stotterte ganz verblüfft: „Herr Baron Gieselherr? Bitte, verzeihen Herr Baron, ich habe die Ehre, mich als juristischer Hilfsarbeiter Balduin Gnieser vorzustellen."

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Doch möchte ich bitten, gegen niemand von meiner Gegen=

wart besondere Erwähnung zu thun," erwiderte der Baron, jetzt höflich gemessen.

Balduin ging, sich verbeugend, ab. Und Leopold Stimmloch pflanzte sich neben Lätitia auf; Doktor Ranieri begleitete. Und Lätitia begann, diesmal auf deutsch:

In dieser Stunde sollst Du erkennen,
Was für ein Herz Du Dein konntest nennen.

Und Leopold — er war von dem Organisten Tannler nicht umsonst geschult — sang mit einer Stimme, daß alle staunten und daß die Fensterscheiben klirrten, und alles applaudierte und seine Freunde schrieen da capo! und brüllten, stampften und heulten.

Harald aber sah wieder Schuster Schwank vor sich und erinnerte sich der Worte: Ich sage Euch, der Leopold hat zweitausend Thaler in der Kehle. Doktor Ranieri beklatschte Lätitia, und lachte Thränen, stampfte mit den Füßen und rief Bravo über Leopold wie nur einer von dessen Tütendrehgenossen.

Dann führte er Lätitia an den Tisch zu seiner Frau, die sie freudig beglückwünschte und bewillkommnete.

Zum Schluß kam nun als heiteres Finale, ungeheuer gut berechnet, das Quartett von der Fliege

und der Spinne — Summ, summ, summ — ein göttliches Gaudium für die vielen gegenwärtigen Zuhörer, die, mit Shakespeare zu reden, nicht an Kaviar gewöhnt waren.

Die musikalische Schlacht war glorreich gewonnen.

Nun folgte Essen, Trinken und Tanz. So stand im Programm: die Politik stand nicht darin, aber begann nun ihre Rolle zu spielen.

Der Herr Bürgermeister erhob sich. „Meine hochgeehrten Damen und Herren! Verzeihen Sie mir, wenn ich das Wort ergreife, um meinen Gefühlen, hocherregt wie sie sind durch das, was ich hörte und sehe, Ausdruck zu geben, jüngeren Kräften es dann überlassend, all den Dank abzustatten, den wir sämtlichen geehrten Mitwirkenden schuldig sind. Meine Damen und Herren! Ich bin noch überwältigt von den Leistungen, die unser liebes Klaritz, unterstützt allerdings von einer auswärtigen Größe, uns geboten hat! Ich bin zu tief bewegt von der Harmonie, der wir in Tönen gelauscht haben und die wir hier in leiblicher Gestalt erblicken, wenn wir um uns schauen. Um mit unserem Schiller zu reden aus dessen herrlichem Tanz: Hören wir nicht die Harmonien des Weltalls rauschen? Hat uns nicht der Strom dieses erhabenen Gesanges ergriffen? — Ja, was wir hier

im Spiele ehrten, das lassen Sie für uns auch im Leben und Handeln unsere Richtschnur und unser Ziel sein! Das Maß!" . . .

Die meisten wußten nicht, welches Maß im Handel, ob Kanne, Elle oder Fuß, gemeint sei, doch darauf kam es jetzt nicht an. Große Pause. Allseitiges Gemurmel.

„So sind auch wir zum Maße, das heißt zur Eintracht, zur Harmonie zurückgekehrt. Ein Band, das Zwietracht zerrissen hatte, umschlingt uns wieder! Das der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der Gemeinschaftlichkeit des teuren Vaterlandes und vor allem, sagen wir es offen, der Gemeinschaftlichkeit der Interessen unserer teuren, schönen Stadt Klaritz, der Stadt voll trefflicher Bürger und ehrsamer und lieblicher Frauen und Jungfrauen und liebenswürdiger Jünglinge, alle bereit, für unsere teure Vaterstadt Klaritz einzustehen wie ein Mann, wenn nebenbuhlerische Arglist und Neid in Überhebung sich erdreisten, die Interessen unserer teuren Stadt anzutasten und uns — ich erlaube mir das Wort, meine Damen und Herren — auf den Backofen schieben wollen. Geeint in unserer Kraft, können wir dazu lachen. Meine Damen und Herren! Als ein im Dienste des Rechts und der Privilegien unseres Klaritz

ergrautes bemoostes Haupt beschränke ich mich, jüngeren Kräften die Blume der Beredsamkeit überlassend, auf einen Ruf, einen Herzenswunsch: die Harmonie aller Kräfte in unserem geliebten Klaritz, sie lebe hoch!"

Das war eine herrliche Rede. Klaritz krakeelte gerade mit ein paar Nachbarstädten wegen Chausseeangelegenheiten, aber das wäre gar nicht nötig gewesen. Den Klaritzern brauchte man nur, wie dem Stier das rote Tuch, Neid einer Nachbarstadt vorzuhalten und sie gingen darauf los.

Noch erdonnerten die Wände vom Bravo, da brachte dem Herrn Postmeister ein Postbote einen großen Amtsbrief und ein Paket. Der Postmeister nimmt beides und eilt damit selbst zum Bürgermeister, den rotgesiegelten Brief über sein Haupt erhebend. Der Bürgermeister erbricht stehend den Brief und schüttelt wie abwehrend das Haupt; der Postmeister schneidet eigenhändig das Paket auf und ruft: „Ah! Ah! Meine Herren!" Der Bürgermeister ruft: „Nein! Nein! Ich bitte Sie!" Aber der Postmeister entreißt ihm den Brief und springt auf einen Stuhl — man war noch im Jahr 1849 — und in der Linken einen Orden emporhaltend, in der Rechten den Brief, liest er die Ordensverleihung an den Bürgermeister vor. „Hoch der würdige Vertreter der

Interessen unserer guten Stadt Klaritz! Schmücken wir ihn, den unsere Regierung in so verdienter Weise ehrt!" Und zarte Hände heften unter vielfacher Begeisterung dem Bürgermeister diesen — zweiten — Orden, an dem Band und alles bereit ist, auf die Brust.

Aber der Bürgermeister hat nun das Paket, das doppelten Inhalt hatte, an sich genommen.

„Meine Herren! Meine Herren!"

„Ruhe! Stille!"

„Meine Herren! Hier habe ich noch ein anderes Schreiben unserer hohen Regierung! Meine Herren! Es wird mir der schmeichelhafte Auftrag zu teil, unserem hochgeehrten Mitbürger, dem Herrn Johann Elias Rothjack, diesen Orden auf die Brust zu heften!"

O Taumel des Entzückens! Frau Johann Elias Rothjack wird ohnmächtig, doch nicht bis zur vollen Bewußtlosigkeit. Herr Rothjack ist sprachlos und kann nur lallen und stammeln und sich verneigen. Der große Demokrat ist mattgesetzt, wenn er annimmt. Andererseits — in ihm ist seine Partei geehrt! Das ist nun die Losung und die Begeisterung wird allgemein.

Es ist ein Versöhnungsfest. Nun mag die kleine

rote, dem Fest ferngebliebene Clique nur schmollen, schimpfen und wüten.

Der Coup mit dem Rothjackschen Orden war Brallers Werk und Geheimnis; so viel hatte dieser Mann in den letzten zwei Jahren gelernt.

Was nun folgte — wie es beschreiben?

Toast folgte auf Toast. Alle kamen dran — in der Glorifizierung der musischen Direktion kam freilich Fräulein Walbert nur kläglich weg; alles Verdienst wurde auf die Leiterin des Festes, auf Frau Advokatin Hühnerspitz gehäuft, die ermöglicht hatte, daß so jugendliche Kraft dem von selbst sich abspinnenden, von so trefflich geschulten Kräften ausgeführtem Werk der Töne habe vorstehen können. Und nun folgte ein Dithyrambus auf die in so trauriger Weise vom Feste ferngehaltene Frau Advokatin, die Muse von Klaritz.

Aber kaum war der Beifall verbraust, so erhob sich der Baron Gieselherr und klopfte an sein Glas. — Allgemeines Aufsehen. Was wollte der Fremde da? — St! St! — Herr Balduin Gnieser war der eifrigste, Stille zu gebieten.

Der Baron sagte, er sei ein Gast, der sich der Gesellschaft für die Genüsse des Abends zu größtem Dank verpflichtet fühle. Er habe leider nicht die·

Ehre, die soeben mit Recht gepriesene erste Leiterin des Festes zu kennen. Klaritz sei jedenfalls so glücklich, mehrere, ja gewiß viele Musen zu besitzen. Er freue sich, die Muse des heutigen Abends preisen zu können, die er als Sängerin, Klavierspielerin und Musagetin bewundert habe. Er wünsche der Stadt Glück zu einer musikalisch so begabten Tochter und erlaube sich, auf das Wohl von Fräulein Walbert das Glas zu erheben.

Glücklicherweise schwammen schon viele in solcher Begeisterung des Toasttrinkens, daß sie zu einem Hoch auf ihr eigenes Todesurteil mitgeschrieen und mitgetrunken hätten.

Ein Kellner aus dem Gasthofe brachte jetzt auch dem Doktor Ranieri einen dort abgegebenen Brief. Der Doktor las ihn und in dem Fremdenkleeblatt entstand eine große Bewegung. Jener sagte, unbekümmert um Harald und Lätitia, zu seiner Frau: „Deine Bemühungen haben genützt; Todesstrafe und Güterkonfiskation sind aufgehoben. Verbannung auf unbestimmte Zeit. Aber ich muß sogleich abreisen; Gieselherr muß mich, wenn irgend möglich, begleiten. Du mußt hier zurückbleiben und Depeschen abwarten. Wie machen wir das? Du allein in dem Gasthof? Du ängstigst Dich krank —“

„Die Frau Doktor könnte vielleicht bei Dir wohnen, Lätitia?“ sagte Harald.

„Gewiß. Die Frau Doktor wohnt bei mir. Ich habe Raum; alles steht bereit. Anderenfalls erbiete ich mich, im Hotel Gesellschaft zu leisten. Bitte, sehen Sie sich meine Wohnung an; es ist ein sehr kleiner Umweg zum Gasthof.“

Toast folgte mittlerweile auf Toast. Auch Herr Leopold Stimmloch bekam sein nicht bloß wohlgerütteltes, sondern übervoll gehäuftes Maß des Lobes, das leider den Neid der nicht dem Kaufmannsstand angehörigen jungen Herren in bedenklicher Weise erregte, wie Zwischenrufe, Gelächter und dergleichen zeigten.

Aber Leopold ließ sich das nicht anfechten, sondern brachte strahlend den Toast auf die Damen aus — ein glorreicher Bambuzzel von Phrasen, Fremdwörtern, aber auch Verzückungen des Redners, der wütenden Applaus fand.

„Jawohl, mein Junge,“ sagte er zu dem ihn beglückwünschenden Harald. „Wir tragen keine Uniform, aber wir sind auch nicht ohne. Und sind nicht solche Narren, uns zum Krüppel schießen zu lassen, wenn es zum Tanzen geht.“

Er stieß am Vorstandstisch mit allen an, feurig, überfeurig mit den jungen Damen.

Aber nun wurde ein Zeichen gegeben, daß die Tische wegzuräumen seien im Saal und der Tanz beginne. Mitten in diesem Tumult entfernten sich nach kurzem, herzlichem Abschiede von Harald dessen Tischgenossen mit Lätitia, unbeachtet in den ersten Augenblicken.

Doch kaum waren sie fort, so sah Harald, wie Balduin mit seinen Blicken umhersuchte und dann kamen Fräulein Trudchen und Adeline und Rudolf eilig zu ihm.

„Wo sind Deine Tischgenossen?“ fragte Rudolf.

„Fortgegangen,“ erwiderte Harald.

„Warum haben Sie uns nicht gesagt, daß der Baron Gieselherr ein wirklicher Prinz ist?“ sagte Trudchen in einem Gemisch von Liebenswürdigkeit, Reue und beleidigten und zornigen Gemütsbewegungen. „Das war nicht sehr freundschaftlich von Ihnen, Herr Winfried. Sie mußten denselben natürlich für sich behalten und nur Ihr Fräulein Verwandte durfte teil an der Ehre haben.“

„Und den Vogel gleich auf den Leim locken,“ sagte Fräulein Adeline.

„Daß dem Fräulein Walbert alles Gemeine

fern liegt, weiß jeder, der sie kennt," erwiderte Harald. „Im übrigen, Fräulein Gertrud, wissen Sie mehr als ich. Baron Gieselherr ist ein Prinz? Ich war nicht im Geheimnis und konnte Ihnen nichts sagen. Woher stammt denn Ihre Nachricht?"

„Meinem Vater ist sie von Amts wegen heute abend zugekommen, erst hier auf dem Ball," sagte Rudolf. „Balduin hat den Brief für ihn eröffnet. Da der Prinz sein Inkognito bewahren wollte, so lange er anwesend war, hat Balduin nichts sagen dürfen, aber Du hättest uns wohl einen Wink geben können."

„Ich weiß von nichts."

„Wer ist denn das Fremdenpaar bei ihm?"

„Sein Leibarzt und dessen Frau, so heißt es."

Leopold Stimmloch, der jetzt am Vorstandstische zum Tanz engagierte, hatte hierbei ein kleines Unglück. Er schlug bei seinen Kratzfüßen hinten aus und der junge Herr Rumold Plummenboom machte ihm das nach, aber mit dem unglücklichen Erfolg, daß er Leopold, der unglücklicherweise hinter ihn getreten war, mit dem Absatz vor das Schienbein traf.

Leopold stieß einen Schmerzensschrei aus und hüpfte auf einem Bein.

„Herr!" schrie er, „haben Sie keine Augen?"

„Hinten nicht," sagte Rumold kaltblütig. „Ah, Sie sind's, Herr Stimmloch. Was haben Sie hinter mir herumzukrabbeln. Ich bin kein Ladentisch."

„Sie haben mir mein Schienbein gestoßen!" brüllte Leopold.

„Schreien Sie nicht so, Herr Stimmloch. Wir kennen Ihre Stimme schon. Ha, Sie haben ordentlich gebrüllt. Donnerwetter! Sie schreien lauter als unser Nachtwächter. Hol mich der Teufel."

„Hat er Ihnen weh gethan?" lachte Fräulein Adeline. „Na, das vergeht gleich wieder. ‚Heile, heile Gänschen'. Jawohl, den Schottisch können Sie haben. Den habe ich eigens für Sie aufgespart, denn Sie sind exorbitant gewesen, Herr Stimmloch. So etwas hätte ich nie für möglich gehalten. Ich war nur bange, daß Ihnen der Kopf platze."

„Sie haben herrlich gesungen," riefen Fräulein Klara und Fräulein Gertrud.

Leopold war nicht bloß begütigt, sondern glückselig. Auch die beiden Bürgermeistertöchter ließen seinen Namen auf ihre Karten schreiben.

Die Tische verschwanden mit einer Geschwindigkeit, wie wenn es auf einem Kriegsschiff heißt: Alles klar zum Gefecht. Die Damen zogen sich auf die Hochwacht der Seitensitze am Saal; die älteren Herren

wandelten zum Kartenspiel in die Nebenräume. Harald hatte die Ehre, von der Frau Bürgermeisterin aufgefordert zu werden, sich neben sie zu setzen. Der große, stattliche, durch die Prinzenbekanntschaft noch interessantere Lieutenant gab in seiner Uniform und als verwundeter Krieger ein schönes und interessantes Gegenstück zu der ersten Würdenträgerin des Festes.

Leopold Stimmloch hatte sich beim Essen zum Champagner aufgeschwungen und war ein Held ohne-gleichen. Leider trank er nun nach jedem Tanz zwar kalten, aber sehr starken Punsch.

Umsonst forderte ihn Harald, der die Folgen davon bemerkte, besorgt mehrere Male auf, sich zu mäßigen und zu beherrschen. Der angerissene Püster that, als ob Harald nicht nüchtern sei und bat diesen, sich um sich selbst zu bekümmern, was Harald befolgte.

O Püster!

Harald, der wegen seiner Wunden ganz enthaltsam sein mußte, und dem Tanze zusah, bemerkte im Verlauf des Tanzes vieles. Ob Frauenaugen das auch voll Besorgnis bemerkten? Er sah Fräulein Klara voll zärtlicher Hingabe in den Armen Balduin Gniesers schweben, dessen Benehmen ihm nicht ganz entsprechend deuchte. Desgleichen war Rudolf strahlend

olympisch, wenn er mit Fräulein Plummenboom tanzte, die jedoch unruhig zerstreut blickte. Als aber Fräulein Plummenboom und Herr Balduin Gnieser miteinander tanzten, schien nach den ersten Ronden eine bacchantische Freudigkeit aus Fräulein Adeline und eine stolze, übermütige Lust aus Herrn Gnieser herauszuglühen. Das Paar blieb dann noch zusammenwandelnd und verschwand in einem Nebenzimmer. Stimmloch, der den nächsten Tanz hatte, mußte sie suchen. Auch Rudolf suchte sie, und die Frau Bürgermeisterin fragte, wo sie blieben und bat Harald nachzusehen.

Hatte Fräulein Adeline sogleich bemerkt, daß Leopold Stimmloch nicht mehr nüchtern war und beim Gehen Bogenlinien beschrieb, weil sie sich so gar abwehrend und wie verachtungsvoll in seine Arme begab? Sie, die ihn den ganzen Abend durch Blicke und Worte und Gelächter angereizt, respektive „aufgezogen“ hatte, wie sie das nannte. Jetzt drehte sie den Kopf weg, während Leopold unaufhörlich in sie hineinredete. Der edle Jüngling hielt das wohl für jungfräuliche Schämigkeit, denn er schien immer feuriger zu werden. Mit einem unwilligen Kopfruck hielt sie plötzlich dicht vor Harald und in der Nähe von Balduin und Rudolf mit dem Tanze auf —

eine Rose fiel ihr dabei aus dem Haar und blieb hinter dem Bouquet auf dem vollen Busen liegen. Der aus Rand und Band gekommene, trunkene, verliebte, unsinnige Püster erlaubte sich, mit den Fingerspitzen seiner Glacépratze die Rose wegzunehmen — in demselben Augenblick rief aber die zornige, rücksichtslose Landdame, „Sie unverschämter Bengel!“ und gab dem entsetzten Stimmloch eine schallende Ohrfeige.

Leopold hatte sich in seiner gräßlichen Verlegenheit noch auf nichts besinnen können, als schon Balduin und Rudolf wie zwei Racheengel neben ihm standen und auf die derben Worte der erzürnten Schönen ihn wütend ohrfeigten und beim Kragen packten. „Was wollen Sie?“ schrie Stimmloch, doch jene rissen ihn zu der Nebenthür und warfen ihn unter klatschenden Ohrfeigen hinaus; natürlich hatte sich ein dichter Knäuel mit ihnen gewälzt. Ehe sich die Aufregung dem ganzen Saale mitteilen konnte, umfaßte der besonnene Balduin Fräulein Adeline und tanzte mit ihr weiter, wobei sie ihm zornatmend die Geschichte des Attentats des Näheren mitteilte. Der Püster hatte ihr seine Liebe gestanden.

Mit Leopold Stimmloch ging das Unglück seinen Weg weiter.

Er hatte sich mit so empörendem Hochmut und

solcher pfauenhaften Selbstgefälligkeit benommen, daß selbst seine Kommilitonen vom Ladentisch entrüstet wurden und viele ihm wegen seines Benehmens gegen sie und seiner lächerlichen Erfolge bei den Tänzerinnen, die Stimmloch nach Belieben ihnen wegholte, um so heißere Rache schworen, um so mehr sie tranken. Er hatte keine Freunde und Helfer mehr.

In dem Rauchzimmer, in das Leopold hineingeworfen wurde, befand sich gerade Rumold Plummenboom mit etlichen Genossen. Der wütende Rudolf schrie ihnen die Beleidigung zu, die der Tütendreher Rumolds Schwester angethan, daß er ihr in den Busen gegriffen habe.

Im nächsten Augenblick flog Leopold unter Faustschlägen weiter auf den Vorplatz und hier, mit Fußtritten beschleunigt, die glücklicherweise nur niedere Treppe hinab.

Von unten kamen gerade eine Anzahl anderer junger Leute herauf.

Mit dem wunderbaren Instinkt des Hasses, oder im reinen Raufparoxismus — von Überlegung, Frage, Antwort war gar keine Rede — erfaßten sie Leopold ohne weiteres. Der Unglückliche klammerte sich schreiend an das Treppengeländer, ein Frackschoß blieb den Angreifern in den Händen — aber was half Leopolds

Schreien und Strampeln? Viele Hunde sind des Hasen Tod — weggerissen flog er weiter. Die auf den Lärm aus den unteren Restaurationszimmern stürzenden Gäste hielten sich nur an die Thatsache, daß einer rausgeworfen wurde und warfen den Unglücklichen unter dem allgemeinen Ruf „Raus! Raus!“ weiter.

Und da lag der Held des Abends der Länge nach vor der Hausthür auf dem Kies, umstanden von dem Plebs, der noch vor dem Schützenhause sich umhertrieb, um der Tanzmusik zu lauschen.

Phaeton auf seinem Sonnenfluge aus dem Himmel gestürzt!

Viertes Kapitel.

Harald ging am anderen Morgen zu Stimmloch.

Dieser war noch nicht im Laden, wie der Ladenbursche sehr verlegen berichtete und Frau Witwe Traller bestätigte, indem sie den Herrn Lieutenant in Herrn Stimmlochs Dachkammer hinaufwies. Der große Kaufmanngeschäftsführer logierte leider in einer Dachkammer.

Welch ein Anblick, als Harald eintrat!

Da lag der Ärmste, geschrammt und voll Beulen, in der größten Kläglichkeit des Kläglichen, nämlich eines physischen und moralischen Katzenjammers.

Welch ein Anblick der Verzweiflung, der Reue, des Schmerzes, ohnmächtigen Vernichtungsgefühls, dann wieder der Wut, in Verwünschungen gegen seine Widersacher sich ergießend, Himmel und Menschen verfluchend, von um so tieferer Verzweiflung sogleich gefolgt!

Harald wollte ihn trösten. Aber ach! Harald wußte noch nicht das ganze Unglück.

Zwei mitleidige Quartettgenossen waren Leopold doch nachgegangen und hatten ihn nach Hause gebracht. Hier hatte er im Laden sogleich ein paar Gläser Schnaps hinuntergegossen und nun einen Wutausbruch bekommen. Die Tante war entsetzt herbeigeeilt, aber er hatte sie aus dem Laden geworfen und erklärt, daß sie hier nichts zu sagen habe. Erst auf das Klopfen des Nachtwächters am Fensterladen hatte er sich soweit besonnen, daß er sich, jetzt angsterfüllt vor der Polizei, mit der ihn die Freunde schreckten, auf seine Dachkammer und zu Bett bringen ließ. Dann hatten seine Freunde der Frau Traller natürlich alles erzählt.

Morgens weckte ihn der Lehrling, indem er ihm seine augenblickliche Entlassung übergab.

Schon vor Harald war ein Bekannter dagewesen und hatte ihm mitgeteilt, daß Herr Balduin Gnieser davon geredet habe, daß man den Monsieur wegen Schmuggels — Leopold hatte immer damit renommiert, so daß dem klugen Balduin das zu Ohren gekommen war — belangen werde; er werde ihn sogleich einsperren lassen.

Als Leopold dies wieder einfiel, wurde er wie

ein Verrückter. Er beschwor Harald, ihn zu retten, zu Herrn Gnieser zu gehen und für ihn zu bitten, ihn in seinem Wagen nach Waldheide mitzunehmen. Er wolle sich unter dem Spritzleder verstecken.

Mitten in dieser verzweiflungsvollen Unterredung schreckte ihn ein Männertritt auf der Treppe, so daß er aus dem Bette sprang und sich in seinen Kleiderschrank stürzte — er hörte schon den ehernen Tritt der Justiz, die ihren Arm nach dem Missethäter streckte.

Harald eilte an die Thür und beruhigte ihn. Der sogenannte Schneider von gestern abend kam die Treppe herauf. Leopold sprang kreideweiß in sein Bett zurück, angstvoll dem Besucher entgegenstarrend.

Dieser kam, kühl sich umschauend, herein und setzte sich ohne weiteres auf den einzigen freien Stuhl.

Leopold klapperte mit den Zähnen.

„Sie sind in einer schönen Patsche," sagte der Fremde. „Genieren Sie sich nicht, bleiben Sie ruhig in Ihrem Kater liegen. Ich heiße Schnüter. Ich meine, in Klaritz haben Sie ausgebuttert —" und er nahm eine Prise. „Seh schon, Sie wissen das selbst. Nun, Sie dauern mich und will Ihnen zur Hilfe kommen, junger Mann. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. — Ihre allerdings noch rohe Stimme

hat mich gestern abend interessiert, so daß ich Lust hätte, es mit Ihnen zu versuchen und Ihnen ein Anfängerengagement in meiner ausgezeichneten Truppe anzubieten. Ich bin nämlich Theaterdirektor."

Hölle, Fegefeuer und Himmel lagen hier nebeneinander.

Stimmloch sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette. „Engagement?" schrie er. „Schauspieldirektor?" Es fehlte wenig und er wäre Herrn Schnüter zu Füßen gefallen.

„Ich gebe sonst Anfängern nie einen Heller. Im Gegenteil, ich lasse mir meine Mühe, solche Holzköpfe heranzuziehen, teuer bezahlen, aber Sie erbarmen mich. Ich habe den Kontrakt schon aufgesetzt — hier, unterzeichnen Sie. Wenn Sie meinen Anordnungen und Lehren folgen, verspreche ich Ihnen bei mir Carriere."

Es war gut, daß Harald zugegen war; denn wenn er auch zu denen gehörte, die schlecht für sich selber zu sorgen wissen, so konnte er doch ganz gut für andere denken und sorgen. Dem Jugendgespielen schwamm augenscheinlich alles vor Augen, aber Harald nahm den Kontrakt, las ihn und sagte ebenso ruhig wie Herr Schnüter: „Diese Bedingung gilt nur für die ersten sechs Monate; dann zahlen Sie noch ein-

mal soviel und nach einem Jahre kann mein Freund Stimmloch einen neuen Kontrakt machen. Sie können lange warten, bis Sie einen solchen geborenen Heldentenor wiederfinden. Auch Sie werden zugeben: er hat zweitausend Thaler in seiner Kehle.“ —

Der Püster war ein seltsamer Mensch. Eben noch voll Verzweiflung und bereit, sich dem Teufel selbst blindlings zu verschreiben, um aus Klaritz fortzukommen, schwoll ihm bei der ersten Ermutigung schon der Kamm und hochatmend und sich in die Brust werfend, stand er im Hemd mit bloßen Beinen da und las den Kontrakt.

„Das wäre von mir rein lächerlich!“ rief er. „Dann, lieber Harald, folge ich Deiner Aufforderung und reise mit Dir ab. Was? Hundertundfünfzig Thaler? Den Bettel? Habe ich nicht zweitausend Thaler in der Kehle?“

„Herr Stimmloch, Sie sind nicht gescheit,“ sagte der Schauspieldirektor. „Ich habe keine Zeit. Wollen Sie auf meine Bedingungen eingehen oder nicht? Sonst gehe ich.“

„Nein!“ schrie Leopold. „Meinen Sie, ich sei ein Narr?“

„Ja,“ sagte der Direktor.

„Herrrrr! Entfernen Sie sich!“ schrie Leopold in Rage.

„Nun, dann wollen wir es nach dem Vorschlag des Herrn Lieutenants abändern. Ich habe wirklich keine lange Zeit, mich hier mit Ihnen abzukatzbalgen. Ich will den Unsinn riskieren. Geben Sie mir Feder und Tinte.“

Herr Schnüter schrieb ohne Umschweife die neuen Bedingungen nieder. Leopold hastete mittlerweile, wie in tödlicher Aufregung, im Zimmer herum.

„Hier. Lesen Sie.“

Harald las und Leopold las — und unterschrieb.

„Wann kommen Sie zu mir? Ich fahre etwa in einer Stunde ab,“ sagte Herr Schnüter. „Ich wohne im Löwen. Sie können in meinem Wagen mit mir kommen. Adieu.“

„Ich komme,“ sagte Stimmloch. Herr Schnüter empfahl sich. Glücklicherweise hatte er nur Leopolds Blamage und nicht dessen sonstige Ängste gekannt, oder der Kontrakt wäre anders ausgefallen.

Harald half Leopold seinen Koffer packen. Leopold war jetzt wieder nicht recht bei Troste in der Weise der Verliebten: himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Jetzt war er Feuer, Flamme, Seligkeit, dann wieder wie gelähmt von dem schrecklichen

Furchtgedanken, daß man ihn bei dem letzten Schritte vor seinem Glücke arretieren werde. Als er mit Harald die Treppe hinabging und Tante Traller sah, erwachte in ihm der Löwe und Frau Witwe Traller machte große Augen: wie ein Held befahl er dem anwesenden Tagelöhner des Geschäfts, seinen Koffer herunter und in den Gasthof zum Löwen zu tragen. Sie hatte gedacht, einen geknickten, verzweifelnden, um Gnade flehenden Menschen zu sehen und ihr Herz schon gegen Mitleid gewaffnet. Statt dessen sagte er, er schüttele den Staub ihres Ladens und von ganz Klaritz von seinen Füßen. Undank sei der Welt Lohn; er habe ihr Geschäft weltberühmt gemacht und in Klaritz einen höheren Ton für die Kaufmannschaft eingeführt. — „Dahin! Dahin! — Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!" — Nein, dies paßte nicht, und Leopold verneigte sich deshalb höhnisch höflich und sagte: „Ich will selbst den Herrn machen, will nicht länger Diener sein. Empfehle mich. Wünsche angenehmen Nachfolger."

Auf der Straße wandelte er erhobenen Hauptes, stolz auf die Begleitung von seinem Freund Lieutenant, laut redend und mit den Armen fuchtelnd, einher, alle ihn Begegnenden anblitzend. Im Gasthof erwartete ihn schon ziemlich unmutig der Herr

Direktor Schnüter: ein anderer Gang, den dieser gemacht hatte, war ein Metzgergang gewesen. Er hatte Fräulein Lätitia Walbert aufgesucht und ihr einen ähnlichen Antrag gemacht, doch war kurzerhand abgewiesen worden.

So fuhr er denn mit seiner Beute Stimmloch ab. Harald war tief bewegt, als er Abschied von dem Püster nahm, der nun einem neuen Leben entgegenfuhr; Leopold selbst war viel zu stolz erregt, um andere Gefühle als die des Triumphes, der Hoffnung, der Glorie und der Rachesucht gegen seine Widersacher zu empfinden.

Im Wagen erhob er sich, blickte sich noch einmal ängstlich um, ob kein Polizeidiener käme, und schüttelte dann drohend die Faust nach verschiedenen Himmelsrichtungen. „Jungedi!" sagte er zu Harald. „Das ist das zweite Mal und nun kommt noch jemand hinzu! Ich denke daran." — Dann fuhr der Wagen ab: Herr Leopold Stimmloch zog spöttisch jeden Augenblick seinen Hut gegen die auf der Straße und aus den Fenstern ihm verwundert nachschauenden Klaritzer und Klaritzerinnen.

Harald machte Besuch bei Lätitia; er wurde von ihr und Frau Doktor Ranieri freundlichst empfangen. Lätitia teilte ihm mit, daß die Frau

Doktor eine Gesellschafterin für die nächste Zeit nötig habe und sie dieselbe als solche begleiten werde. Doch möge Harald darüber schweigen. Frau Doktor Ranieri erklärte in einer, Harald beruhigenden Weise, daß sie hoffe, für Lätitia sorgen zu können. Des Direktor Schnüters Antrag wurde nur kurz berührt. In diesem Hause war alles Ruhe und klare, bestimmte Entschlossenheit.

Anders im Brallerschen Hause, zu dem Harald nun schweren Herzens und verstimmt wandelte. Er tröstete sich damit, ärgerlichen Erörterungen dadurch zu entgehen, daß sicherlich schon die Verlobung von Herrn Balduin Gnieser und Fräulein Klara und wohl auch von Rudolf und Fräulein Plummenboom proklamiert sei und davor alles andere zurücktreten werde. Mehrere Damen hatten sich schon in derselben Erwartung eingefunden.

Ach! Es war die allgemeine Erwartung gewesen — im Brallerschen Hause selbst —, aber sie hatte sich zur höchsten Unruhe und Bestürzung im Hause des Bürgermeisters nicht erfüllt.

Herr Balduin Gnieser hatte sich, entgegen seinen Worten, die gar nicht anders hatten gedeutet werden können, noch nicht sehen lassen.

Fräulein Adeline Plummenboom hatte jede An-

näherung Rudolfs und alle seine Versuche, ihr ein Geständnis zu entlocken, durch eine entsetzliche Migräne, durch die sie an nichts denken könne, und durch ein gröbliches Gejammer, daß sie sich nach der Beleidigung des Scheusals Stimmloch in Klaritz in der nächsten Zeit nicht mehr sehen lassen werde, abgeschlagen. „Ein andermal, Rudolf! Ein andermal, Klärchen, Trudchen! O mein Kopf! Ich muß fort! Ein Wagen! Nach Hause! Ach, ich komme um!"

Was gab es nur? Sonst hätte sie sich halbtot darüber lachen wollen, daß sie einen Menschen wie Stimmloch auf dem Balle mit solchem Knalleffekt blamiert habe — sie hatte dergleichen schon früher gethan, wenn es auch früher noch mehr als Jugendschäkerei aufgefaßt war.

Und richtig: sie war fortgefahren, nach Hause zurück. Nur fort! Ihre Sachen hatte sie zurückgelassen, sie konnte vor Migräne nicht packen.

Dies waren Galltropfen im Becher der Freude über den Erfolg des gestrigen Abends.

Harald wurde von Rudolf sehr aufgeregt und in einer Weise empfangen, als ob er die Schuld daran trage, daß der „elende" Stimmloch im Quartett mitgesungen habe und zur Gesellschaft ge=

zogen worden sei — als alter Bekannter Haralds. Als Harald maßlosen Behauptungen gegenüber erklärte, daß Stimmloch allerdings, wie er genau gesehen, sich erfrecht habe, die Rose mit seinen Glacéfingerspitzen wegzunehmen, aber nicht Fräulein Adeline „in den Busen gegriffen habe", wie diese behauptete, da begann Rudolf in einem Tone zu reden und zeigten dessen Schwestern sich über diese Verteidigung so empört, daß ein Bruch des alten freundschaftlichen Verhältnisses unvermeidlich war.

„Fräulein Plummenboom," sagte Rudolf aufgebracht, „hat sich auch über Dich bitter beschwert, daß Du sie — ja, Du hättest sie gemein genannt. Ich muß Dich doch bitten . . ."

„Unsere treueste Freundin wird uns in solcher Weise . . ." begann Fräulein Gertrud ernst —

„Still, Trudchen, Du weißt ja, wir sind bei Herrn Winfried durch die Verwandte abgesetzt," sagte Fräulein Klara.

„Ich habe Fräulein Plummenboom bemerkt, daß einer Lätitia Walbert alles Gemeine fern läge," erwiderte Harald. „Ich weiß nicht, was es heißen soll, einen ergebenen Freund zu kränken. Mußt Du mich bitten, Rudolf, so thue das nicht hier vor Deinen Schwestern."

„Ich werde mit Herrn Balduin Gnieser sprechen, der mit mir einer Ansicht war.“

„Herr Gnieser wird mir angenehm sein, da er nie mein Freund war.“

„Herr Balduin Gnieser weiß besser als jeder andere, was sich schickt,“ rief Fräulein Gertrud.

In diesem Augenblicke stürzte eine Dame in das Vorzimmer, in dem diese Worte ausgetauscht wurden, und beendete durch ihr stürmisches Eintreten dieses Gespräch.

„Wißt Ihr schon? — Nein! Gott sei Dank! Es kann nicht wahr sein! — Liebe Frau Bürgermeisterin! O meine Damen!“ — Damit schoß sie ins große Zimmer — „Wenn Ihr hier so ruhig beisammen sitzt, dann ist es auch nicht wahr!“

„Was? . . . Was ist nicht wahr?“

„Was sich schon die ganze Stadt erzählt!“

„Was denn?“

In diesem Augenblicke schoß eine andere Dame, eine junge Freundin Klaras, unter Zeichen der Verrücktheit ins Zimmer.

„Ist es wahr, Klärchen? Ist es wahr? — Elise Jürtens sagt mir eben, Adeline habe ihr beim Vorüberfahren jubelnd vom Wagen ins offene Fenster hineingerufen —“

Aber nun konnte die erste Dame nicht länger zaudern, wenn sie selbst das Geheimnis anbringen wollte, und so rief sie: „Liendchen Plummenboom und Herr Balduin Gnieser sind —"

„Verlobt!" schrie die zweite.

Ein lauter Aufschrei ertönte aus verschiedenen Kehlen, und dazu ein schmerzliches „Ach!" und da sank Fräulein Klara ohnmächtig Harald in die Arme. Als sie der mütterlichen Fürsorge übergeben war, ergriff Rudolf Harald bei der Hand, zog ihn ins Vorzimmer und sank hier weinend an seine Brust. „Teurer Freund! Treuer Freund!" Gertrud folgte und that in ihrem Schmerz das Gleiche, ehe sie weiter eilte, um Eau de Cologne zu holen.

Im Zimmer war nur die Frau Bürgermeisterin vernünftig. Sie sagte: „Die Verlobung ist ja sehr erfreulich, und war vorauszusehen, daß Herr Gnieser sich zu solchem, ihm entsprechenden Wesen mit so vielem Golde hingezogen fühlte. Klärchen hat sich übermäßig durch die Gesangsleistungen aufgeregt und durch den Tanz danach übermüdet. Das Glück Adelinens hat sie überwältigt. Wo bleibt nur Gertrud so lange mit der Eau de Cologne und dem Riechfläschchen?"

Fünftes Kapitel.

Von seinem sonstigen Betragen
Wäre zwar nicht viel Gutes zu sagen,
Allein die christliche Liebe will,
Daß ich davon schweige still.
Kortum: Jobsiade.

Harald war plötzlich der Unentbehrliche im Bürgermeisterhause geworden, doch er konnte die Bitte Rudolfs, zu bleiben, nicht erfüllen. Er mußte im Forsthause gesunden.

Er war sehr erstaunt, nach wenigen Tagen einen Brief zu erhalten, in dem Rudolf ihn bat, Klara als Gesellschafterin bei der sogenannten Frau Doktor Ranieri zu empfehlen, denn Klara wolle gern Klaritz für einige Zeit verlassen. Der Doktor habe sich entpuppt als eine vornehme, in die italienische Revolution verwickelte, bekannte Persönlichkeit; seine Gemahlin sei eine, mit dem X.schen Fürstenhause verwandte, hohe Dame. Doch folgte schon eine

Stunde später ein Bote mit einem Briefe nach, die Empfehlung zu unterlassen, denn Fräulein Walbert sei mit der Frau Doktor abgereist. Sie habe Rudolfs Vater ihren Hausthürschlüssel zugeschickt, mit der Bitte, daß derselbe als Geschäftsträger ihres Vaters diesem ihre Abreise anzeige. — Weiterungen zu entgehen, könne sie vorderhand keine Adresse angeben.

Am Schluß dieses Briefes teilte Rudolf mit, daß er an Herrn Balduin Gnieser ein kurzes Briefchen geschrieben habe.

Infolge dieses Briefchens gaben sich denn die beiden Herren auf der nächsten Universität ein Stelldichein. Zu Pistolen hatte Rudolf sich nicht verstiegen, sondern es bei Schlägern ohne Binden und Bandagen belassen. Das Ergebnis war, daß der ihm weit überlegene, meschante Gnieser ihn erst mit Flachen und Blutigen zudeckte, bis er ihm endlich gegen Schluß der Paukerei einen Gnadenhieb über den Kopf gab, der durch regelrechte Abfuhr dies Abstechen beschloß.

Mit unglaublich vielen Nadeln wurde Rudolf in seine „Klappe“ zu Eisumschlägen zurückgefahren: als es ihm besser ging, dichtete er Hymnen und Klagelieder an eine ferne, kaltherzige Geliebte, die als grünäugige Nixe ihn töte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Er schickte Abschriften davon auch an Harald, dazu Berichte, wie er hier, wo Balduin seine letzten Semester zugebracht hatte, Nachrichten über dessen abscheulichen Lebenswandel in puncto Sittlichkeit eingezogen habe, die bewirkten, daß er es als höchstes Glück preisen müsse, daß seine reine Schwester Klara, dieser Engel, dem lasterhaften Freier um das goldene Kalb nicht zum Opfer gefallen sei. Des weiteren wußte Rudolf zu berichten, daß er zu seinem Erstaunen nun auch schlimme Munkeleien über Fräulein Plummenboom und ihr Verhalten zu verschiedenen Inspektoren und einem Kutscher gehört habe: so wolle er sich trösten, da Adeline und Balduin einander würdig zu sein schienen.

Haralds Interesse für Klaritz ohne Lätitia war sehr gedämpft; überdies stand er, in Waldheide überraschend geheilt, bei den letzten Nachrichten schon wieder im Felde, wo andere Sorgen auf ihn eindrangen.

So erlebte er eine ihn sehr betrübende Geschichte mit einem alten Spielkameraden und einem Genossen des Gymnasiums, mit Teheter, dem Invalidensohn, und Junker Cordulus von Quadenbrott.

Teheter, der sich erst als Schreiber sehr fleißig fortgebildet hatte, war ebenfalls in die Schleswig-

Holsteinische Armee getreten und Offiziers-Aspirant geworden: im Felde wie auf dem Bureau hatte er sich jederzeit bewährt. Der Invalidensohn hatte den höchsten Ehrgeiz, Offizier zu werden.

Herr von Quadenbrott war Schleswig-Holsteinischer Offizier geworden, nachdem er den Dienst in der X . . Armee wegen Spielschulden und Ungehörigkeiten — so hieß es — hatte quittieren müssen. Leider wurde er Teheters Vorgesetzter.

Bei einem Überfall der Abteilung, die er kommandierte, war er selbst nicht auf dem Posten, sondern hielt ein Zechgelage. Teheter, der tapfer kämpfend, aber mit Verlust der halben Mannschaft sich zurückziehen mußte, behauptete, zweimal zum Lieutenant von Quadenbrott geschickt und berichtet zu haben, daß die Stellung gefährdet sei und verdächtige Bewegungen beim Feinde bemerkbar seien. Er habe nur grobe Antworten zurückbekommen. Der abgeschickte Bote war im Gefecht gefallen und Quadenbrott klagte Teheter der Nachlässigkeit, Ungehorsamkeit und Pflichtvergessenheit, dazu der eigenmächtigen Selbstüberhebung an — der Feigheit konnte er ihn nicht zeihen — und nannte ihn einen unbrauchbaren und bösartig verleumderischen Unter-

offizier, der das ganze Unglück des Überfalls und daran sich reihender weiterer Verluste verschuldet habe.

Wären nicht so manche Zeugen für Teheters Tapferkeit dagewesen, so hätte diesem Schlimmeres gedroht: so wurde er zum Gemeinen degradiert, nach Rendsburg geschickt und dann entlassen.

Dem Premierlieutenant von Quadenbrott glaubte das Kriegsgericht mehr als dem Unteroffizier. Jener kam mit einem scharfen Verweise davon. Harald glaubte umgekehrt dem Spielgenossen; Quadenbrott war ein Lügner.

Übrigens machte sich dieser bald als Spieler und Querulant keinen guten Namen und erwarb sich die böse Nachrede, daß er, als Duellant zu fürchten, doch im Felde seine Haut nicht gern zu Markte trage und um sein liebes Ich besorgt sei, dabei aber in schamloser Weise sich die Verdienste anderer beilege und die eigenen militärischen Sünden und Unterlassungen anderen zuwälze. Hätte man ihn schon bei Teheters Bestrafung besser gekannt, so wäre er und nicht der Unteroffizier verurteilt worden.

Die Tage der Schleswig-Holsteinischen Not gingen weiter. Der 24. und 25. August 1850 machten bei Idstedt den letzten Hoffnungen ein Ende.

Harald ging nun zum Herbst auf eine Universität, diesmal in eine kleinere, richtige Studentenstadt. —

Die einst so glorreich ausgemalte und in Wien noch mit tausend Hoffnungen begonnene Zeit des akademischen Lebens wurde für den ausgetretenen Offizier keine besonders frohe. Die Erfahrungen der letzten Jahre und ernsten Erlebnisse ließen nicht mehr die richtige Freude am burschikosen Kneip- und Paukleben und was dahin gehört, aufkommen. Das Schlimmste war, daß er nur mit halbem Herzen Jurisprudenz studierte, denn er fand sich für eine Advokatur ganz und gar nicht geeignet und einen anderen Weg des Fortkommens in der damaligen Reaktionszeit sah er nicht. — Aber er wollte sein Versprechen halten und studieren. Nebenfächer trieb er eifrigst, doch was besagten sie für die Zukunft? Lähmende Halbheit!

Harald war Mitkneipant einer Burschenschaft geworden. Er machte die gewohnte „Pfingstspritze" in das gelobte . . . Gebirge mit. Eine glorreiche Fahrt im Sinne des Ritters Hans von Schweinichen, glorreich an tiefen Trünken, schweren Räuschen und Randal, des weiteren an Hahnereien mit anderen Buntmützen, und in der Folge an daraus sich er-

gebenden Paukereien, ganz abgesehen von den glorreichen Schulden, die kontrahiert wurden.

Die Palme der Tollheit errang dabei der riesige „Büffel“, der morgens um vier Uhr die Straßen des lieblichen R . . derartig durchtobte, daß die revoltierte Einwohnerschaft an die Fenster stürzte; wo ein weibliches Gesicht ihm gefiel, versuchte er ins Haus zu klettern; dann aber traf er mit anderen, vom Kommers kommenden Studenten zusammen — die Folge war, daß dem starken, aber steifen, schlechten Fechter auf der Mensur fast die große Nase abgeschlagen wurde.

Die letzte Stadt auf dem Heimweg war die Residenz X. Hier saß die Schar, zu welcher Harald gehörte, und vertilgte die Weine des Hotels mit der studentischen Großartigkeit, die das Geld nur für Chimäre erachtet, als der Oberkellner fragte, ob er Billette für die Aufführung im Hoftheater besorgen solle. Es gastiere eine Sängerin, die als Agathe und Elisabeth alles hingerissen habe. Auch der Tenor, der auf Probe singe, habe in den letzten Tagen mehrfach durch seine Stimme Furore, dazwischen freilich auch Fiasko gemacht. Heute sänge er mit der fremden Sängerin zusammen.

„Jawohl, holen Sie Billette. Möglichst vorne,

damit wir die Visagen auch ohne Operngucker uns gut betrachten können," hallte es.

„Fremdenloge für mich!" rief der ärgste Renommist der Schar, der Sohn eines mittleren Beamten, mit dreihundertfünfzig Thalern Wechsel und entsprechenden Schulden.

„Für mich auch!" riefen sogleich feuchtfröhlich drei andere.

„Unsinn!"

„Nur los! Alles in einen Topf. Wir können die Plätze auswürfeln!"

Die Herren der Fremdenloge statteten sich noch geschwind durch den Ankauf von Glacéhandschuhen, und türkischen Fes aus; drapiert mit ihren Reiseplaids, waren sie jedenfalls interessante Erscheinungen. Sie traten auch mit solchem Aplomb in der Loge auf und machten einen solchen, nicht türken-, sondern heidenmäßigen Spektakel, indem sie ihre Bemerkungen über die Schönheiten im Theater austauschten, die sie mit Hilfe geliehener Operngucker studierten, daß der inzwischen in seine Loge gegenüber eingetretene Landesvater sogleich einen Adjutanten zu den Festürken abschickte. Als dieser sich über die Herkunft dieser Orientalen orientiert hatte, erschien der Theaterdiener mit der Aufforderung, daß die Herren sich

ihrer Kopfbedeckung entäußern möchten; auf ihre Remonstrationen traten zwei Gendarmen hinzu, um ihrerseits daran zu erinnern, daß die Herren nicht allein im Theater seien, und ihnen gegenüber der Landesherr sitze. Doch ehe sie von ihren Fes sich trennten, wollten die Entrüsteten auf die Vorstellung verzichten — wie denn auch geschah.

Darüber war die Ouverture gespielt und ging der Vorhang auf. Und der Chor setzte ein: Hoch lebe Othello!

Da stand der edle Mohr, jeder Zoll ein Bühnen-bramarbas, aber famos mit seinen rollenden, das Weiße zeigenden Augen und seinen dicken, roten Lippen. Harald wußte nicht, wie ihm geschah. An wen wurde er erinnert? Und jetzt diese großen, ab-stehenden „Ohrwatscheln“! Aber wie fuhr er zu-sammen, als Othello, Glied für Glied aus seiner imposanten Löwenruhe sich lösend, einige Schritte mit hohem Hahnentritte vortrat und die Arme erhob! „Vernichtet, o Vater, sind alle Eure Feinde!“ —

Bei allen Grazien der Coulisse — es war der Püster!

„Klatscht! klatscht! Das ist ein alter Schul-kamerad,“ raunte Harald seinen Genossen im Parkett zu, und als der Mohr schloß:

„Als Zeugen meines Ruhms in Eurer Mitte nieder“

folgte eine Salve des Beifalls, die jeden anderen durch ihre Unmotiviertheit niedergedrückt hätte. Aber dieser Othello nahm sie als verdienten Tribut; feuriger leuchteten seine Augen, noch mehr warf er den Kopf in den Nacken, daß er gleich einem Kropftäuber schwerlich vor sich sehen konnte und Gefahr lief, angesichts des Dogen vor brustblähender Eitelkeit hintenüber zu fallen.

Und nun erschien Desdemona mit Emilia.

Alle guten Geister! . . .

Diese freie, klare Stirn, diese hohen Augenbrauen, diese Augen, dieser klassische, scharf geschnittene Mund — Lätitia!

Und diese edle, reine, wunderbare und herrlich geschulte Stimme! Ein Sturm des Beifalls folgte ihren ersten Tönen.

Aber der Püster!

Von dem Augenblick an, daß er mit Desdemona zusammensang, war Othello ein anderer Mann. Das Lächerlich-Hahnenhafte, Aufgeblasene erschien als ein fremdartiges, aber natürliches Pathos; sein Feuer, die Accente der Leidenschaft wurden wahrer und wahrer, und wenn nun Stellen kamen, die der Stärke und Höhe seiner, allerdings der feineren

Schulung noch ermangelnden Stimme loszulegen gestatteten, dann hatte er hinreißende Bravourmomente. Glorreich trat dabei Desdemonas Kraft und Gesangskunst hervor. Immer wuchs ihre Stimme mit den Anforderungen und schwebte beherrschend, ohne Forcierung, ohne sichtliche Anstrengung der Sängerin, über Othellos Gesang und über Rodrigo und Emilia und Brabantio, und Chor und Orchester dazu.

Othello spielte nicht mehr, er lebte in seiner Rolle. Harald kannte den Gespielen vom Seehof noch bis in die letzte Faser seines Wesens. Er sah, wie er sich in seinen Raptus, wie man früher seine Aufregung titulierte, hinein steigerte. Der immer wildere Beifall des Publikums, Liebe, Eifersucht, Wut gegen diese in der Glorie der Schönheit und des vollendeten Gesanges vor ihm stehende Desdemona machten ihn toll.

Erschütternd, übermäßig erschütternd wurde die schreckliche Schlußscene:

„Im Herzen stockt das Blut . . .“

Dies war ein Tiger. Er packte sie — er hob den Dolch — er stieß zu —

„Ach, wehe!“

„Es fließe nun Dein Blut!“

Schauerlich wahr! Was flammte in diesen wahnsinnig rollenden Augen?

Desdemona hatte sich gewunden — wieder erhob der Mohr die Rechte zum Stoß —

War Blut am Dolch? —

„Püster!" erscholl plötzlich ein wild drohender Ruf . . .

Othello zuckte, wie vom Schlage getroffen, zusammen und starrte um sich . . . im selben Augenblicke klopfte Lucio. Othello starrte schaudernd den Dolch an und schleuderte ihn von sich . . .

Was hör' ich? Wer pochet?
Lucio: Othello!
Othello: Welche Stimme!
Zurück mit Deinem Grimme
Mein Gewissen in der Brust!

Schauerliche Erschütterung . . .

Und nun das Ende. Auch die übrigen Mitwirkenden auf der Bühne waren so erschüttert und verstört, daß die Täuschung des furchtbaren Schlusses vollkommen war.

Das Publikum raste vor Entzücken.

Neben Harald saß ein Herr, der gerufen wurde: „Herr Doktor, Sie möchten schnell kommen."

„Herr Doktor, die Dame ist eine Verwandte und Jugendfreundin; nehmen Sie mich mit, ich bitte

Sie, daß ich weiß, was der Verrückte gethan hat," so bat Harald den Arzt, und dieser, der den Ruf Haralds gehört und begriffen hatte, nahm ihn mit.

Da stand Lätitia, die Gefaßteste von allen, in dem sie umgebenden Schwarm, wenn auch bleich und ergriffen. „Es wird nur eine geringe Verletzung sein. Herr Leopoldi spielte zu natürlich — Harald! Harald! Bist Du es? Du hast gerufen? — Du hast mich vor dem wahnsinnigen Menschen gerettet —" flüsterte sie dann leise dem erkannten Freunde zu — „O, Erlaucht, beruhigen Sie sich. Schweigen wir von der Geschichte . . ."

Der Arzt untersuchte die Wunde, konstatierte eine nur leichte Verletzung und verband den Arm. Die Gemüter beruhigten sich über den unglücklichen Zufall.

Die Erlaucht angeredete Dame entführte Lätitia sogleich in das Hotel.

Am anderen Morgen durfte Harald, freilich nur zu kurzer Unterredung, Lätitia besuchen, denn diese mußte abreisen.

Lätitia hatte, unterstützt von den Ranieris, ihre Studien in Mailand vollendet und schon in Italien Furore gemacht. Nun war sie an die den Ranieris verwandte Fürstin Mathilde empfohlen und hatte

durch diese ein Gastrollenangebot an dem X. Hoftheater erhalten.

Leider hatte Leopold Stimmloch, der zu gleicher Zeit gastierte, ihr die Freude an ihrem Erfolg in der Heimat und an weiterem Auftreten verdorben, da der verrückte Mensch sich wie toll verliebt gebärdete. Er hatte mit einem wirklichen Dolche zugestoßen, und nur durch ihre Geistesgegenwart war sie dem Stoße ausgewichen. Vor dem zweiten Stoße hatte in der That nur Haralds Ruf sie bewahrt. — Sie wollte nach Italien zurück, um mit Stimmloch nicht wieder zusammenzutreffen, doch bat sie, nichts über die Sache verlauten zu lassen. Sie nannte sich Lätitia Tannler. Von ihrem Vater hatte sie keine weitere Nachricht erhalten, als daß sie als ungehorsame Tochter thun könne, was sie wolle.

Die Fürstin beendete die Unterredung nur zu bald, indem sie Harald sich vorstellen ließ. Hatte sie gefürchtet, in dem Jugendfreunde eine zu der jetzigen Sängerin nicht ganz passende Persönlichkeit zu finden, so täuschte sie sich. Freilich, als sie Harald sah, war sie um so besorgter, keinen Verkehr zwischen den Verwandten aufkommen zu lassen, wie sie sogar Harald recht naiv ins Gesicht sagte: Fräulein Tannler sei ihrer Kunst geweiht, und sie habe die Verpflichtung

gegen die Sängerin, respektive gegen die Ranieris übernommen, daß Lätitia nicht durch frühere Reminiscenzen in ihrer jetzigen Bahn beirrt oder gar aus derselben abgeleitet werde. Was vor allen dem Vater Lätitias gegenüber gelte, gelte natürlich auch für entferntere Verwandte oder Freunde. So bedauere sie, Herrn Winfried auf die gehabte Unterredung mit Lätitia beschränken zu müssen und bitte, keine Versuche weiterer Annäherung zu machen, so lange Lätitia bei ihr weile, für die sie große Sympathie hege. — Die Sympathie stammte, wie sich später herausstellte, noch von Lätitias Großvater her.

Dann suchte Harald den verwünschten Püster, oder vielmehr Herrn Leopoldi auf, der am Abend nach Schluß der Vorstellung unsichtbar gewesen war.

Er traf ihn in einem bescheidenen Hotel mit Packen beschäftigt und zwar in einem Gemisch von Triumph und Schrecken, Freude und Furcht. Er sank zitternd vor Harald auf einen Stuhl.

„Leopold,“ sagte Harald. „Warst Du wahnwitzig? Hättest Du sie umgebracht, dann — Gott gnade Dir! Mensch! Mensch! Ich weiß nicht, was ich von Dir denken soll.“

„O,“ sagte der Sänger schaudernd. „Ich kannte mich nicht. Es ist schrecklich. Gott sei Dank, daß

Du riefest. Der häßliche Name brachte mich diesmal zu mir selber. Ich war von Sinnen. Mein Gott! Mein Gott! Aber, weißt Du, mein Spiel riß mich so hin. Und es ist ja alles gut. Ich werde nie wieder einen wirklichen Dolch nehmen, denn ich lebe zu sehr in meiner Rolle. — Aber was sagst Du? War ich nicht glorios? — Nie dagewesen! Das sagen alle. Nie dagewesen! Selbst meine Feinde müssen das knirschend bekennen. Sie wollten mich stürzen, auspfeifen, lächerlich machen, vernichten! Kabale über Kabale! Bezahltes Gelächter. Aber diesmal gleich Empfangsapplaus! Und damit — Ah! — Wo blieben sie alle? Sahst Du, wie Rodrigo fast vor Wut erstickte? Hast Du je solchen Othello gesehen und gehört? Mein Glück ist gemacht. Da lies. Engagement! Hofbühne! Theaterschmieren vorbei. Ich bin anerkannt, mein Junge, als ein Phänomen, übermenschlich, göttlich . . .“

„Leopold,“ sagte Harald, „Großvater Schwank hat doch richtig prophezeit. Wenn er dies noch erlebt hätte!“

Des Püsters Augen wurden feucht. „Und wie wird mein Vater sich freuen! Er ist krank, aber diese Nachricht wird ihn aufrichten. Siehst Du, jetzt habe ich schon zweitausend Thaler in der Kehle.

Und bald mehr. Du wirst sehen! Ich bin ein Phänomen. Habe mich selbst nicht gekannt! Gestern empfunden, mein Junge! Ungeahnte Kräfte! Kommt mir keiner gleich! Keiner! — O! als sie zu mir trat und zu singen begann — Jungedi! — Aber das leide ich nicht. Als ich ihr zu Füßen sinken wollte vor Begeisterung, da hat sie mich behandelt, zurückgewiesen, wie ich das nicht gewohnt bin! jedes Wort außer auf der Bühne mir geweigert! — Mag sie zehnmal mit einer Fürstin umgehen, sie ist meinesgleichen! Und nicht bloß das! — Mein muß sie sein!" schrie er wütend und mit den Füßen stampfend.

„Leopold!"

„Ich habe sie geliebt! sie! sie! Ich liebe sie! Ich bin der berühmte Stimmloch, ich bin der Leopoldi! — Ohne die elende Plummenboomgans — und die Lügen dieses gemeinen Gniesers hätte ich meine Liebe zu ihr nicht verleugnet und dann hätte sie sich nicht aus Eifersucht das Herz zu mir aus dem Leibe gerissen. Dann wäre sie mein! Ich habe Tausende zu meinen Füßen gehabt, aber sie ist meine einzige wahre Liebe. Und sie muß die Meine werden! Ha! Ich ersticke sie sonst auf der Bühne! Ich erdolche sie! Ich bringe sie um!"

„Dich bringe ich um, tolle Bestie!" rief Harald

aufspringend und Stimmloch bei der Brust packend und schüttelnd. „Bist Du jetzt ruhig und setzest Dich auf den Stuhl? — Hast Du heute früh schon getrunken, Du Unseliger?“ — eine fast geleerte Weinflasche stand auf dem Tische — „Ruinierst Du Dich und Deine dummen Nerven vielleicht durch Trinken ganz und gar? Ist's nicht genug am Narren? Willst Du noch zum Verbrecher werden und Deines Vaters ehrlichen Namen schänden, statt ihm Ehre zu machen?“

Stimmloch saß blaß und bebend unter Haralds Faustgriffen da. Aber er war und blieb der alte Püster. Als Harald ihn losließ, lächelte er ihn wie früher an und schwadronierte dann halb komisch, halb zornig los.

„Gott! Immer noch die alten Geschichten! Du könntest Dir das nun auch abgewöhnen, mein Junge, und Spaß verstehen. Du bist nun auch alt genug dazu. Und ich mag das nicht, daß Du mich so anpackst und thust, als wollest Du mich auffressen. Das sind Jugendspäße. Wenn ich nun meine schöne Krawatte angehabt hätte. Du brauchst nicht zu renommieren mit Deiner Kraft; wir Sänger lassen uns von so rohen Kraftstücken nicht imponieren. Es war ja

alles nur Spaß, Dummheit. Ich darf mich doch wohl über ihr hochmütiges Benehmen ärgern. Es geht auf der Bühne mich doch nichts an, daß ihr einer Großvater Fürst war; der andere war auch nur Organist. Und ich! Abwarten, mein Junge! Zweitausend Thaler für den Anfang. Das ist noch gar nichts. Wasserau und die dummen Klaritzer sollen die Nasen und Mäuler über mich aufsperren. Nasen und Mäuler! Ich werde nächstens hinreisen und mich zeigen — jawohl. — Was bist denn Du jetzt eigentlich? Was treibst Du?"

„Ich bin Student."

„Und verdienst noch immer nichts?"

„Nein."

„Nun, dann würde ich mich in Deiner Stelle auch auf die Hosen setzen. Da sieh mich an. Und sie — die Primadonna. Wir verdienen, mein Junge. Und Du giebst Dein Geld aus. Jawohl, die Welt ist rund . . . Herein!"

Der Briefträger kam herein und brachte eine Handvoll Briefe.

Strahlend riß Leopold sie auf. „Verzeihe, Lobes- und Liebesbriefe! Ah! Ah! — Fräulein Lätitia — andere wissen mich besser zu würdigen. Ich kann Sie entbehren."

„Leb' wohl, Leopold. Ich muß heute mittag abfahren."

„Leb' wohl — Entschuldige, aber Du siehst, wie ich mit Geschäften überladen bin! O diese Weiber! Diese Engel!"

Sechstes Kapitel.

Jedoch wie ihm ob solcher Gefahre
Des nahen Examens zu Mute ware,
Und sein gemachtes ängstliches Gesicht,
Dies alles begreift der Leser nicht.

Kortum: Jobsiade.

Von zerstreuter Neigungsarbeit oder gar vom Nichtsthun zu strengem Studium für das Examen überzugehen, das kostet ohne äußeren Zwang so große Überwindung, daß bei der absoluten Studienfreiheit unserer Universitäten gar manche Studenten dazu nicht die Kraft finden. Wenn dann auch die „Einpauker" nicht mehr helfen, nimmt die Burschenherrlichkeit ein oft klägliches Ende. Damals war besonders der österreichische Militärstand eine Zuflucht für solche, die mehr den Paukboden als die Hörsäle besucht hatten. Mit einem Zehntel des nun folgenden militärischen Dienstzwanges hätten sie alles erreicht, was sie erstrebt und ihre Eltern von ihnen erwartet hatten.

Auch die geistig Strebenden sind der Gefahr des studentischen Verbummelns ausgesetzt, so lange sie kein, ihre Kräfte konzentrierendes Ziel vor sich sehen, indem sie dann leicht in Vielwisserei und Liebhabereien ihre Zeit verthun. Der große Schustersohn von Stendal ist ein bekanntes Beispiel des Umherschwankens, bis er seine Lebensaufgabe erkannte.

Harald ging auf eine andere Universität, verbiß sich in die Arbeiten zum Doktorexamen und siehe da, mit jedem Tage nach schwerem Anfang wuchs Lust und Kraft zum „Büffeln". Es gilt auch hier, was vom Trainieren für Rennen gesagt worden ist: ein trainierter Esel ist noch besser als ein untrainiertes Pferd. Harald wurde ein trainierter Renner.

Der Doktor Harald Winfried konnte nach trefflichst bestandenem Examen sich überlegen: wie weiter? Das der Mutter gegebene Versprechen war erfüllt. Er hätte nun in seiner Vaterstadt ohne weiteres als Advokat praktizieren können. Aber er hatte weder Sinn noch Anlage für die Aufgaben eines Anwalts . . .

Den Tag nach dem Examen machte er einen langen Erholungsmarsch in der weiteren Umgegend der Universitätsstadt.

In einem Waldthal kam ein Mann mit einem

Büschel Blumen in der Hand und einer Botanisier-kapsel an der Seite, hinter ihm hergegangen. Es war ein gelehrter Sonderling, den der Studentenwitz wegen seines eiligen Dahinschreitens mit langen Schritten, das Renntier genannt hatte.

Nun ist nichts unangenehmer als Geleitschaft von Fußgängern oder Wagen, wenn man allein wandern und sich seinen Gedanken überlassen will. Erst schritt Harald schneller aus, doch das half nichts, denn der Gänger hinter ihm rechtfertigte seinen Namen. Um diesem ihn störenden Hinterhertrotten ein Ende zu machen, stieg Harald den Rand des Hohlwegs hinauf und blieb stehen, um den andern, der sich um nichts kümmernd dahinschritt, vorbei zu lassen.

Gerade kam durch den Hohlweg eine mit zwei feurigen Pferden bespannte offene Kalesche entgegen-gefahren. Neben dem Kutscher saß ein Livreebe-dienter, im Wagen ein älterer, schnurrbärtiger, stolz und grämlich blickender Herr.

Der Gelehrte ging, ganz in Gedanken verloren, ohne aufzuschauen, den Hut und die Blumen in der einen Hand, einen großen, weißen Sonnenschirm aufgespannt in der anderen, auf dem festgetretenen Fußweg neben der hier schmutzigen tiefgeleisigen

und nassen Straße. Der Kutscher, ein Flegel, wie es deren gegen Fußgänger in solchem Falle manche giebt, wollte die tiefen, nassen Geleise vermeiden und seinen Wagen möglichst wenig beschmutzen und fuhr auf den, obendrein nachlässig angezogenen Wanderer los, der an der steilen Böschung sehen mochte, wo er bleibe.

Warum sah der Narr mit dem dummen, die Pferde scheu machenden Sonnenschirm nicht auf und machte dem hochherrschaftlichen Wagen Platz! Erst im letzten Augenblick sah der Pflanzensammler, heftig angeschrieen, auf und erschrak nun gewaltig. Er stieß den aufgeregten Pferden den Schirm entgegen und sprang an die Böschung. Die Pferde prellten beiseite; der erzürnte Kutscher führte einen Peitschenhieb nach dem Fußgänger, der jedoch nur den Schirm traf, aber die Pferde noch mehr erschreckte. Sie sprangen in Sätzen in den tiefen Geleisen vorwärts und plötzlich gab es einen Krach und Halt.

Der Kutscher fluchte, der Bediente schimpfte und der Herr im Wagen desgleichen, vor Wut seinen Stock gegen den Gelehrten schüttelnd.

Aber ebenso groß war die Wut von diesem. In jähem Zorn raffte er einen Stein auf und schleuderte ihn auf den Kutscher, der gewagt hatte, nach

ihm zu schlagen — der Kokardenhut flog demselben vom Kopfe.

„Schlagt den Hund nieder!“ rief der Herr.

„Halt die Pferde!“ rief der Kutscher einem des Wegs kommenden Bauern zu. Der Bediente war schon vom Bock gesprungen und hatte sich auf den Missethäter gestürzt, doch dieser, ein langer sehniger Mann, hatte wutentflammt den großen Schirm zugerissen und umgedreht und schlug ohne weiteres den Lakaien mit der Krücke so vor den Kopf, daß dieser augenblicklich hintenüberfiel und „ralläugte“. Der Schirm zerbrach.

Doch jetzt kamen der Kutscher mit umgekehrter, erhobener Peitsche und hinter ihm der Herr mit seinem großen Goldknopfstock angerannt.

Dies wurde Harald doch zu bunt und: Halt! Halt! rufend, sprang er in den Hohlweg hinab zwischen die Wütenden.

„Lassen Sie diesen Herrn gehen!“ rief er, „Sie sind im Unrecht!“

„Verfluchte Bande! Aus dem Wege!“ schrie der wütende Kutscher und holte mit dem Peitschenstiel aus, aber erhielt auch im selben Augenblick einen Faustschlag, daß er zu seinem Genossen auf die Erde stürzte und nach Luft schnappte.

Harald entriß ihm die Peitsche und sprang zu den beiden anderen — gerade noch zur rechten Zeit, um Schlimmes zu verhüten. Der Gelehrte hatte mit einer Hand den Stock des älteren Mannes gepackt, mit der anderen schwang er einen Geologenhammer und hätte ihn vor Jähzorn unsinnig auf den Kopf des Gegners niedergeschmettert, wenn Harald ihm nicht in die Arme gefallen wäre.

„Genug! Genug! Kein Totschlag!“ rief Harald und riß die Blindwütigen auseinander.

Sie starrten sich wutfunkelnd, aber plötzlich wie entsetzt an.

„Was? — Was? — Was soll dies heißen?“ keuchte der Ältere.

„Schöne Frage,“ lachte ingrimmig der Gelehrte, das fahlgewordene Antlitz schreckverzerrt. „Schöne Frage, wie sie sich geziemt für die Höhe der Menschheit. Es hätte noch gefehlt, daß Sie mich überfahren oder von Ihren Dienern totschlagen lassen oder daß ich Ihnen den Schädel mit meinem Hammer in Notwehr eingeschlagen hätte! Ha, ha, ha, ha!“

„Warum machen Sie mir die Pferde mit Ihrem dummen Schirm scheu und schlagen mir ja wohl meinen Bedienten tot! — Und wer sind Sie?“ grollte er gegen Harald.

„Der Flegel soll im Wege bleiben und nicht auf dem Fußpfad fahren und besser fahren lernen, daß die Pferde nicht scheuen," knurrte der Gelehrte. „Und der Lakai sollte mich prügeln; das war edel."

„Ich bin Doktor Winfried," sagte Harald, „und habe gesehen, daß der Kutscher unrecht hatte. Da — sie stehen beide schon wieder auf."

„Ich danke Ihnen," sagte der Gelehrte. „Ich bin der Doktor Walbert und dieser Herr ist — der Fürst Huchenborn. — Komm her," rief er barsch dem blutenden Bedienten zu. „Zeig mir die Wunde. Ist nichts. Wasche sie aus. Nur eine Brausche, die bald wieder vergehen wird. Ein Glück dieses Mal mit dem Ochsenschädel . . ."

Der Kutscher hatte sich schon grimmig knurrend zu seinem Wagen zurückgezogen und untersuchte den Schaden. Richtig: der Deichselnagel war gebrochen. Ein Holzpflock mochte für kurze Zeit aushelfen. Harald hatte eine Säge an seinem Taschenmesser und half seinem Gegner.

„Was trieben Sie in den letzten Jahren und wo sind Sie jetzt?" fragte der Fürst den Doktor Walbert finster und herrisch.

„Ich war zuletzt in Abessynien und Mozambique

und wohne jetzt zeitweise in X., um meine Sammlungen zu ordnen und zu beschreiben."

„Ich habe gehört, daß Sie sich als Reisender und Forscher einen geachteten Namen gemacht haben. Das freut mich nach Früherem."

„Sie haben sich wirklich um mich gekümmert? Welche Ehre!" erwiderte der Gelehrte ironisch.

Der Fürst ging schweigend an seinen Wagen, hob die Hand an den Hut, ohne Harald anzublicken, stieg ein und fuhr ab.

Harald dachte, daß er ihm schon einen Ausdruck des Dankes dafür habe widmen können, daß er seinen Kopf vor dem Geologenhammer gerettet habe. An wen erinnerte ihn übrigens dieser hochmütige, zornbrausende Mann? Er konnte sich nicht besinnen.

Doktor Walbert suchte seine Pflanzen und die Botanisierkapsel wieder zusammen. Auch er hätte wohl Harald am liebsten fortgewünscht, aber er murrte doch einen Dank. „Der infame Esel von Kutscher! Ich wollte, mein Stein hätte seinen verfluchten Dickschädel getroffen. Mein Schirm ist auch zerbrochen an dem Tropf von Diener. Danke Ihnen, daß Sie mir zu Hilfe kamen und noch mehr, daß Sie meinen Arm festhielten. Das hätte noch gefehlt!"

„So muß es in dem Hohlweg zwischen Ödipus

und Lajos hergegangen sein," sagte Harald. „Sie sind für einen gelehrten Herrn mit Wurf und Schlag schnell bei der Hand."

Doktor Walbert sah ihn mißtrauisch an. „Angeborene Hitze," versetzte er. „Und dann: man lernt das in Sklavenländern, wo Reden nichts hilft, da keiner des anderen Sprache versteht; man schlägt zu: das versteht man. — Sie werden schwerlich meinen gewohnten Schritt einhalten können. Wenn Sie meine Sammlungen sehen wollen, besuchen Sie mich. Adieu."

„Adieu," sagte Harald trocken. Aber der Doktor war so grob rücksichtslos, daß auch Harald ihn fest anzufassen sich erlaubte. „Entschuldigen Sie noch einen Augenblick. Sie sind in Klaritz bekannt, Herr Doktor Walbert?"

„In Klaritz?" sagte der Gelehrte, stehen bleibend und Harald argwöhnisch von Kopf zu Fuß betrachtend. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ich habe da entfernte Verwandte von mir gleichen Namens kennen gelernt," erwiderte Harald. „Vergessen Sie Ihren Hut nicht, Adieu."

Harald ging davon, ohne sich weiter um den ärgerlichen und zugleich verlegenen Sonderling zu kümmern. Kein Zweifel: dies war Lätitias Vater

und Fürst Huchenborn ihr Großvater. Er hatte in Wahrheit eine Ödipusthat verhindert.

Wollte der unnatürliche Vater nichts von seiner Tochter wissen, wie sein Vater sich nicht um ihn gekümmert hatte, so mochte Harald nichts mit ihm zu thun haben. Es fiel ihm nicht ein, Doktor Walbert aufzusuchen, doch dieser kam zu ihm, holte ihn ab, zeigte ihm seine Sammlungen, wurde, je karger Harald in Worten war, immer gesprächiger und begann ihn betreffs Klaritz' auszufragen.

Harald erzählte kurz und pries das edle, schöne, hochbegabte, verlassene Mädchen. Jetzt habe er sie als eine Sängerin ersten Ranges wiedergesehen; ihr Name werde bald überall berühmt sein.

Doktor Walbert hörte in finsterem Schweigen zu. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Die ungehorsame Tochter kannte die Folgen ihres Schrittes, sich der Bühne zu widmen. Sie wird noch reuevoll ihrem Vater Abbitte leisten, der sie vor dem Schauspielerinnenleben bewahren wollte, das er haßt."

„Ich glaube nicht. Lätitia Walbert ist so stolz wie ihr Vater, und hat ihm schon gezeigt, daß sie ihn nicht braucht, der ihre Mutter und sie in grausamer Weise verließ."

Der Doktor wollte zornig antworten, als ein

ihm gebrachter Brief die Unterredung unterbrach. Er las ihn, durch das Couvert stutzig, Harald um Entschuldigung bittend, und hastete dann, mit förmlichem Entsetzen und die langen Arme um sich schleudernd, im Zimmer auf und ab. „Das ist unmöglich! Jetzt, wo ich zu alt geworden bin! Ich reise morgen nach dem Himalaya ab. Ich würde alle meine Kräfte unterbinden. Es würde mein Unglück sein!“

Einst war Doktor Walberts Streben gewesen, Universitätsprofessor zu werden. Man hatte seine von antiker Musik handelnde Habilitationsschrift zurückgewiesen, und der ungeheuer ehrgeizige und bis zur Eitelkeit stolze, verletzte junge Mann hatte die Docentenlaufbahn verschworen, seine Kritiker für Dummköpfe und Neider erklärt, aber sich dann ganz den Naturwissenschaften gewidmet. Als Reisender und Forscher und Sammler in fernen Ländern berühmt geworden, bekam er jetzt von einer Universität den ehrenvollen Ruf.

Nun war er unglücklich und fürchtete, seine Freiheit zu opfern und sich mit Dingen plagen zu müssen, die er längst abgethan hatte, nun aber wieder lehren sollte.

Aber den Spöttern und Kläffern war doch der

Mund gestopft, allen, die ihn anfangs einen verdorbenen Gelehrten genannt, später als bizarren Neider und Beschimpfer von anerkannten Autoritäten verlästert hatten. Als Harald den aufgeregten, alles andere vergessenden Mann verließ, wußte er, daß er die Berufung annehmen werde.

Haralds Schwanken betreffs seiner weiteren Thätigkeit dauerte nicht lange. Ein Examinator fragte ihn, ob er Lust habe, Hilfsarbeiter bei einem früheren Gelehrten und jetzigen Staatsmann zu werden; er wolle ihm eine Empfehlung mitgeben. Harald nahm mit Freuden an und reiste zu dem Diplomaten. — Dieser bedauerte, ihm nichts versprechen zu können, da sich schon mehrere vor ihm gemeldet hätten, lud ihn aber zu Tisch, wobei er, als ein sehr trinkbarer Herr, mit Scheffel zu reden, Harald tüchtig vortrank. Dieser, anfangs gedrückt, dann aber, da doch jede Aussicht ihm geschwunden schien, sich ganz frei gebend, hielt in keiner Weise mit seinen Ansichten und Überzeugungen zurück und vertrat dieselben freimütigst, wenn sie bestritten wurden.

Als das Diner beendet war, sagte ihm sein Gastherr, er könne morgen seinen Dienst antreten.

Harald war glücklich. Er hatte auch im neuen Amt sogleich die Genugthuung, daß sein Chef ihm

nach Durchsicht einer historischen Arbeit, die als Vorarbeit dienen sollte, sagte: „Ich wüßte nichts daran zu ändern und zu bessern, zumal auch mir die Sache bisher fern lag. Sie können in Zukunft die ganze Serie dieser Aufsätze statt meiner übernehmen, natürlich unter Ihrem Namen."

Harald machte eine gründliche Schule bei dem ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmann durch; die wichtigsten Fragen waren zu behandeln; oft schwere, immer aber fördernde Arbeit und eingreifend in die wichtigsten Bewegungen der Zeit. Einsam für sich lebend, teilte Harald seine Zeit zwischen Arbeit und den von ihm geliebten Fecht-, Turn- und dahingehörigen Übungen, in denen er Meister war. Der germanische Jüngling des Tacitus war sein Ideal.

Ein anderes Leben begann, als sein bisheriger Chef, in eine andere Stellung berufen, in der keine Stelle für Harald frei war, ihn als Sekretär einem Bekannten, einem ehemaligen Minister von Wiwurk, empfahl. Excellenz von Wiwurk war vor 1848 eine parlamentarische, freisinnige Größe in seiner Heimat gewesen, hatte dann eine Zeit als Minister gewirkt und war durch die Reaktion gestürzt. Ein reicher Mann und Junggeselle genoß er sein Otium mit Behaglichkeit, überwachte mit etlichen Gesinnungs-

und Schicksalsgenossen den Gang der Welt, kritisierte, frondierte in gewissen Gesellschaftskreisen und griff auch hie und da durch Zeitungsartikel in die Weltgeschicke ein.

Er arbeitete jetzt an einer größeren Broschüre und gab den ersten Band eines Werkes eines verstorbenen Freundes heraus; der zweite Band mußte nach dessen hinterlassenen Aufzeichnungen vollendet werden. Dazu brauchte er eine tüchtige Kraft.

Sein bisheriger Chef hatte Harald, wenn auch im Scherz, darauf aufmerksam gemacht, daß er seine Lehrzeit überstanden habe und von dem reichen Herrn von Wiwurk das ihm gebührende Honorar verlangen solle. Harald war in Geldsachen ein überzarter Thor. Der seinerseits nachlässige Minister außer Dienst berührte die Geldangelegenheit nicht, so schwieg auch Harald und erhielt nur, was er bisher bekommen hatte.

Doch das kümmerte ihn bei seiner einfachen Lebensweise vorderhand nicht viel, zumal er sogleich für das herauszugebende Werk eine längere Studienreise nach Frankreich und England zu machen hatte, die splendid für ihn berechnet wurde.

Herr von Wiwurk war eine liebenswürdige Persönlichkeit, viel redend, vielerlei wissend, aber durch und durch Dilettant. Von gelehrter Arbeit

verstand er nichts. Leider war er als Politiker nicht charakterfest und nicht sine ira et studio, sondern durch persönliche Sympathien und Antipathien beeinflußt.

Seine eigene Arbeit bestand nun darin, daß er Harald allgemeine Reden über die zu bearbeitenden Themata hielt. Dann sagte er: „Sie kennen jetzt meine Direktive. Arbeiten Sie die Sache mal in dem angegebenen Sinne aus.“ Dann sah er mit Eifer die Arbeit durch und schrieb hie und da einen Satz hinzu, den er aber gewöhnlich wieder ausstrich. Die Druckbogen korrigierte er mit Passion selbst.

Ein echter Vertreter der Zeit vor 1848, blieb alles bei ihm Rede, Rede, auch tönende Phrase. Damit und mit der doktrinären Regel war seine Weisheit zu Ende. Und doch nützte jene nun nichts und diese wenig, als es galt, in dem Kampf der Leidenschaften der neuen Zeit und des alten Regime und der Reaktion neu zu schaffen. Nur der zielbewußte, energische Wille konnte durchgreifen und helfen. Einst hochgeehrte Staatsmänner und Parteihäupter sanken dadurch zu Koterieführern herab, die, nur im Kritisieren und Regieren stark, die Verfahrenheit der deutschen Angelegenheiten durch ihr früheres Ansehen verlängerten.

Am längsten behielten einige Universitätsgrößen

ihren Einfluß. Ihre Worte und Werke galten ihnen selbst und ihren Anhängern für unumstößlich. Nur Verblendung und Thorheit konnte sich von ihren Lehren entfernen oder gar das Gegenteil derselben anerkennen. Die anderen Völker und die gegnerischen Parteien waren allerdings nicht der gleichen Ansicht.

Herrn von Wiwurks schriftstellerische Arbeiten hatten sich steigernden Erfolg. Als er sah, daß sein Sekretär kein Renommist sei und sich nicht mit seiner Mitarbeiterschaft brüste, zog er ihn in seinen engeren Kreis der Herrengesellschaften, wobei er ihn vorzustellen pflegte, als ob Harald nur aus Liebhaberei bei ihm arbeite. Man hielt infolgedessen den jungen Gelehrten trotz seines einfachen Lebens wohl für vermögend, und die Freunde und Bekannten seines Chefs zogen ihn trotz seines Sträubens in ihre Kreise.

In einer Restauration, in der er sein einfaches Mittagsmahl einnahm, machte sich ein Herr näher mit ihm bekannt, den er schon in vornehmster Gesellschaft gesehen und über den er mancherlei, allerdings nicht viel Empfehlendes, gehört hatte.

„Wollen Sie nicht an diesem Tische Platz nehmen, Herr Doktor? Sind uns schon vorgestellt, wenn ich nicht irre . . . Von Sperillow . . . Das ist recht von Ihnen, daß Sie am Essen sparen. Der

französische Bon ton sagt richtig: ‚Kleide Dich besser und iß schlechter, als Deine Börse es erlaubt; dagegen wohne so gut, wie sie es erlaubt‘. Ich habe Sie neulich tanzen sehen, und Sie sind mir und auch anderen — sogar schönen Damen — aufgefallen. Ich hätte das nach Ihrer mehr reckenhaften Figur nicht erwartet.“

Herr von Sperillow pflegte sonst nicht zu loben. Man hatte ihn Harald als eine Persönlichkeit geschildert, vor deren Zunge und Feindschaft man sich in acht nehmen müsse. Er sei ein verbissener, schlimm pessimistischer, bis zur Karikatur junkerlich hoffärtiger, dabei bis zum Schmutzigen geiziger Mensch.

Harald hatte den Fehler, sich für Originale zu interessieren, und weil er kein Egoist war, zog er diese ebenfalls an. Obwohl ihn nun der tiefe Menschenhaß und der Cynismus des Herrn von Sperillow in der Folge oft revoltierten und ihm seine besten Empfindungen verdarben, war er doch so thöricht, nicht beizeiten den Umgang mit dem giftigen, galligen Manne abzubrechen, als ob er ihn bessern könne und müsse.

Für Sperillow gab es nichts Hohes und Heiliges. Liebe, Ehre, Glaube — alles Schwindel. Egoismus regiert die Welt. Er wußte ein Lied von

Eltern-, Geschwister- und Brautliebe zu singen. Reineke Fuchs, den alten, echten, erklärte er für seine unheilige Bibel. Andererseits war von ihm manches zu lernen. Er war ein Formnarr, aber in allen Etikettenfragen beschlagen trotz dem besten Hofmarschall. Er hatte große Reisen gemacht und war ein lebendiger Bädeker; er hatte sich überall in die Gesellschaft einzuführen gewußt und kannte alle Welt und alle Skandale, wußte den Gothaischen Kalender auswendig, beobachtete scharf und durchstöberte die neueste Sensationslitteratur.

Forderte er durch sein Auftreten den Spott heraus und war er nirgends gern gesehen, so hütete man sich doch, ihm das zu zeigen, denn er war ein Pistolenschütze, der auf seine Kunst hätte reisen können, und hatte im Duell schon mehrere Gegner niedergeschossen. Nicht wenige, sonst hochfahrende und als furchtlos bekannte Männer ließen sich von ihm Sottisen sagen und begnügten sich, ihn zu vermeiden, weil sie es für eine zu große Dummheit erklärten, sich von diesem excentrischen, boshaften Narren totschießen zu lassen.

Sperillow war glücklich, in Harald einen Hörer zu finden, der bei ihm aushielt. Harald mußte ihn besuchen, und Sperillow, der ihn in sein Herz schloß,

soweit er noch einer Zuneigung fähig war, wurde sein Lehrmeister im Pistolenschießen.

Dabei vertraute er Harald das Geheimnis seines Menschenhasses an. Er hatte leider weder seinen Vater noch seine Mutter achten können. Er selbst hatte in seiner Jugend wild und verschwenderisch gelebt und dadurch den Haß seines reichen, aber geizigen Vaters erregt, der ihn nie hatte leiden mögen und ihn am liebsten nicht anerkannt hätte, während er den zweiten Sohn in äffischer Liebe verzog. Mit dem verwitweten Vater hatte er ein Eifersuchtsrencontre, das fast zu Totschlag geführt hatte. Den Bruder haßte er, und schilderte ihn nach Heuchelei, Verleumdung und Bosheit als einen Franz Moor. Dieser habe versucht, ihn als einen Unwürdigen und Insanen unter Kuratel zu stellen. Es half nichts, daß Sperillow sich dann eines besseren Lebens befleißigte; die Verlobung mit einer reichen, vornehmen jungen Dame unterstützte ihn dabei. Da starb der Vater: Sperillow war im Testament unter den schlimmsten Beschuldigungen mit einem Pflichtteil abgefunden; sein Bruder war der Haupterbe; als das Testament bekannt wurde, gab ihm seine Braut den Laufpaß und heiratete seinen Bruder.

Diesen vor die Pistole zu fordern, dazu, ge-

stand Sperillow, habe er begonnen, sich einzuschießen.

Daheim als unwürdiges Subjekt, Trunkenbold und Verschwender verschrieen, der seinem Vater nach dem Leben getrachtet und ihn unter die Erde gebracht habe, verließ er die Heimat. Er sparte, reiste, lernte fremde Sprachen an Ort und Stelle, erwarb sich umfassende, allgemeine und gesellschaftliche Bildung, machte sich mit hohen Persönlichkeiten bekannt, vor denen er zu ducken wußte, schob sich in höhere und höchste Kreise und schaute nun mit Hohn und Verachtung auf die dummen Schollenhocker, seine früheren Verächter, herab, die sich daheim mästeten, um so borniert zu sterben, wie sie gelebt hätten.

„Mein Bruder ist in all seinem mir gestohlenen Reichtum krepiert,“ knirschte er, „ohne daß ich ihn vor den Lauf meiner Pistole bekommen habe. Aber wehe jedem, der mir zu nahe tritt. Ich habe es dem Schandgezücht von Menschen bewiesen und werde es weiter beweisen, daß ich mir nichts gefallen lasse. Oderint, dum metuant. Hahaha! Haben Sie neulich den berühmten Aufschneider und Reisenden v. P. gesehen? Ich bin mit dem Kerl zusammengereist und weiß, wie er lügt und welch

ein Hasenfuß er ist. Er that, als ob er mich nicht kenne. Ich strafte ihn Lügen, als er erzählte, und trat ihm danach auf die Zehen, als er nicht reagierte; der Feigling ist, ohne zu mucken, verduftet. Ach, die Menschen sind erbärmlich . . ."

Harald hielt die mordlustige Duellantenmanie Sperillows für Fabel und Renommisterei . . . Wir bilden uns so leicht ein, daß wir schlimme Charaktere besser als andere verstehen, weil sie uns gerade gewogen sind und wir gut auf sie einwirken können — bis es auch uns mit ihnen geht, wie es anderen ergangen ist.

Siebentes Kapitel.

Herr von Sperillow kannte den Herrn von Wiwurk aus früheren Zeiten und war ihm gründlich feind. Er lachte über ihn als politischen Charakter, aber haßte und neidete ihn wegen seines Glückes und Ansehens. Dabei konnte er Harald nicht genug warnen, daß er sich nicht von seinem Chef wie eine Citrone auspressen und wegwerfen ließe. Denn so verschwiegen Harald war, Sperillow brauchte man wegen der Autorschaft Wiwurks kein Licht aufzustecken. Er drang mit Recht in Harald, von dem Aufsehen, das die Aufsätze und Broschüren machten, Nutzen zu ziehen und zu verlangen, daß er jedenfalls als Mitarbeiter in der Vorrede des zweiten Bandes genannt werde. „Qui ne demande rien, n'a rien. Donc si vous avez du mérite, mettez-le au jour et demandez. Le mérite ignoré est egal en tout point à la sottise.“

Er hatte recht, Harald machte die Sottise, sich auf allgemeine Versprechungen von Wiwurks zu verlassen, der ihm eine wichtige und einträgliche Stellung in nahe Aussicht stellte.

Es war Sommer. Harald mußte seinen Chef in das Bad V. begleiten, wo es wichtige Zusammenkünfte und politische Verhandlungen gab. Er traf da schon Sperillow und wohnte mit ihm in demselben Hotel.

Und wer wohnte noch da? Der Kammersänger und Heldentenor Leopold Stimmloch, der in mehreren Konzerten auftrat.

Welch eine Größe war aus dem rundköpfigen Knaben des Seehofviertels geworden! Wo er ging und stand, erweckte er die Aufmerksamkeit durch seine Rollaugen und Feuerblitze, horribel majestätische Gesten, grandiose Haltung, feinste Toilette und das Nonplusultra von Wäsche. Er hatte es fertig gebracht, schon durch seine Handmanschetten so bekannt zu sein wie der Hund des Alkibiades in Athen. Die neidischen Männer spotteten wohl über ihn oder haßten ihn, aber im weiblichen Geschlecht hatte er dafür Bewunderinnen, die nicht bloß für seine Stimme, sondern auch für seine Genialität in Sprache und Benehmen rasten.

Leopold schien verlegen und wenig erbaut, als er Harald begegnete.

„Sieh, sieh! Du auch da! Und hier im Hotel? Wo kommst Du her? Auf der Durchreise?“

„Nein, ich bleibe einige Zeit hier.“

„So. Ah, ich habe gerade zu thun. Hör mal, Harald. Nun laß aber alte Geschichten.“

„Wie Du willst.“

„Weißt Du, mir ist nichts unangenehmer, als Erinnerung an präteritierte Vergangenheit, wo der Winter des Mißvergnügens herrschte, ehe die Sonne des Genius durchbrach. Wahrlich, nur die toujours constante Malvolenz der Gemeinheit konnte es fertig bringen, so lange meinen Phönix in der Asche zu ersticken. Neues Leben. Mein Name ist jetzt Leopoldi.“

„Bravo! Fahre wohl, Griseldis . . .“ Harald verließ ihn lachend.

Drollig war der Haß, der den junkerlichen, selbst in gestärkter Leinwand machenden Sperillow gegen den Sänger beseelte.

„Ich habe das verrückte Menschenuntier schon zweimal zufällig in seinen Hühneraugen schmerzlich gekränkt; er kollerte mich an wie ein Truthahn, aber bebte an allen Gliedern und wagte nichts zu sagen,

woran ich ihn fassen könnte. Wo ist denn plötzlich das fremde Weibsbild geblieben, mit dem er hier Thür an Thür wohnte und herumzog?"

„Nehmen Sie sich in acht," warnte Harald. „Er ist unberechenbar und könnte etwas sagen oder thun, was Ihnen unter allen Umständen sehr unangenehm wäre."

„Bah, die feige Blutwurst platzt vor Angst."

Richtig. Sperillow konnte seine Tücke nicht lassen und trat, sich wie zufällig umdrehend, dem auf der Promenade stehenden, schwadronierenden Stimmloch auf den stolz vorgeschobenen Fuß. Doch im selben Augenblick fiel dieser aufschreiend mit altem Hanswurstgeschick Sperillow mit dem Ellenbogen ins Gesicht, trampelte ihm auf die Füße, that, als ob er sich halten wollte und trieb Sperillow son chapeau bien noir et bien brillant, worauf er unendlich hielt, auf dem Kopf ein.

Der ältere Mann stürzte unter der Last des feisten Sängers und vor Schmerz halb ohnmächtig zur Erde nieder, erhob sich dann aber in Rage.

„Herr—r—r—r!"

„Herr—r—r—r—r—r!" schrie Stimmloch entgegen.

„Hier meine Karte!"

„Ihre Karte? — Setzen Sie sich eine Brille auf Ihre Glotzaugen. Es ist das dritte Mal, daß Sie meine Füße nicht sehen können! Wenn Sie das nächste Mal mich zufällig wieder treten, werde ich Sie ebenso zufällig mit meinem Stock über den Kopf schlagen. Seien Sie froh, daß ich Sie nicht als Blindschleiche auseinandergetreten habe."

Was wollte Sperillow machen? Auf eine Zusendung ließ Stimmloch ihm sagen, daß er mit einem solchen Leichdorntreter nur auf Knüppel losgehen würde. Wenn Sperillow ihn noch einmal belästige, werde er ihn gerichtlich anzeigen.

Dieser mochte wüten. Den großen, stämmigen Stimmloch thätlich zu beleidigen, durfte er nicht wagen; das hätte für ihn selbst am schlimmsten ausfallen können.

Übrigens bot Stimmloch bald Sperillow in anderer Weise Stoff, um sich durch Malicen an ihm zu rächen.

Harald sah einmal auf der Treppe des Hotels eine Dame, die ihm bekannt vorkam, sich seinen Blicken aber schleunigst durch Schleier und Weitereilen entzog.

Am dritten Tage seines Aufenthaltes erschien diese Dame an der Table d'hôte, eine reich geputzte,

breite, weißschultrige, hochbusige junge Frau am Arm ihres langen, graugesichtigen, noch hochmütiger als früher blickenden Gatten: es waren Herr Balduin Gnieser mit Gemahlin Adeline, geborene Plummenboom.

„Ei, ei," lächelte Sperillow, „das ist ja die in den letzten Tagen verschwundene Schöne des Schreihalses." Er winkte einen Kellner herbei; Frau Gnieser war in den letzten Tagen durch Unwohlsein ans Zimmer gefesselt gewesen; jetzt war ihr Gatte angekommen, den sie erwartet hatte.

„Sehen Sie nicht am Kopfe dieses Ehemannes einen besonderen Schmuck?" fragte Sperillow Harald.

„Wieso?"

„O, diese Dame wohnte, ehe Sie kamen, Thür an Thür mit meinem Zimmernachbarn, dem vermaledeiten Leopoldi, mit dem sie sich umhertrieb."

Eheu! Sollten Herr Stimmloch und Frau Gnieser ihre alten Streitigkeiten vergessen und sich nach dem Spruch gerichtet haben: Liebet euch untereinander?

Der pessimistische Sperillow wollte das beschwören.

Balduin und Harald kannten sich anfangs nicht, bis jener — sicherlich, weil er sah, daß Harald von

angesehenen Persönlichkeiten am Tisch sehr aufmerksam behandelt wurde — nach Schluß der Mahlzeit auf ihn zutrat, den Scharmanten spielte und einige Redensarten über die Klaritzer Vorfälle witzelte. Dann führte er ihn zu seiner, anfangs sehr verlegenen Frau.

Lachend fragte Gnieser, ob Harald schon den Lakritzenschwunk von Witwe Traller wiedergesehen habe. Der freche Mensch, jetzt Theater- und Konzertsänger, habe gewagt, sich seiner Frau, die hier die Bäder gebrauche, vorzustellen und an der Table d'hôte und bei Spaziergängen aufzudrängen.

Es war eine unliebe Bekanntschaft. Abgesehen von schlimmeren Vermutungen sah Harald sogleich, daß sich die Gatten nicht liebten, ja tiefe Abneigung gegeneinander hegten. Frau Adeline war plumpprotzig und gab Fremden zu verstehen, daß sie auf dem Geldsack sitze — der allerdings in diesem Weltbadeort nicht viel besagte. Ihr Gatte dagegen behandelte sie verächtlich und rüffelte sie höhnisch, wenn sie gegen die Formen des vornehmen Tons verstieß, und das geschah unaufhörlich.

Vater und Sohn Gnieser hatten sich nämlich von dem für einen Tölpel gehaltenen und sich dumm stellenden Vater Plummenboom über den Löffel

barbieren lassen. Vater Plummenboom hatte Unrat gemerkt betreffs seines künftigen Schwiegersohnes, hatte die Sterne vom Himmel herabgeredet, aber den Kontrakt im letzten Augenblick so gemacht, daß Balduin auf das Vermögen seiner Frau keine Hand legen konnte.

Herr Balduin Gnieser machte zwar eine schnelle Carriere, aber seine Ansprüche waren groß, sein Gehalt war gering und sein Vater geizig und überdies durch einige schwere Verluste getroffen, wie sie bei seinen Geschäften nicht immer zu vermeiden waren. Herr Balduin Gnieser war deshalb für seine kostspieligen Bedürfnisse auf die Zuschüsse seiner Frau angewiesen.

Sperillow, der überall, auf den Höhen wie in den Tiefen des high life, umherstöberte, traf schon am dritten Abend Herrn Balduin Gnieser in Gesellschaft einer Chansonnettensängerin zweifelhaften Rufes beim Hazardspiel.

Auch Stimmloch war im Jeu-Salon, hatte sich aber begnügt zuzuschauen und nicht gespielt.

Sobald der frühere Feind auf der Bildfläche erschienen war, hatte Stimmloch den anfangs vermiedenen Jugendfreund aufgesucht und ihm mit Emphase erzählt, wie er Adeline wieder habe kennen

und für ihre Tugenden schätzen lernen. Sie habe ihn anfangs nur mit Worten und Blicken, dann aber, nachdem sie ihn im Konzert habe singen hören, in dem ihn Fürstinnen mit Schmeicheleien überhäuft hätten, mit Thränen und Fußfall für die einstmaligen Beleidigungen um Verzeihung gebeten. Zu ihm, wie zu einem Fels im Meer sich flüchtend, habe sie ihm schließlich das Leid ihrer Ehe mit dem ungetreuen und gottvergessenen Gatten geklagt. „Adeline ist ein Engel, ein Opferlamm, eine Turteltaube an Güte. Balduin ist ein Tiger, ein Chimpanse, der seiner Gattin die niedrigsten Vorwürfe macht, gegen die sie nur ihre Thränen hat. — Aber ich rechne mit ihm ab. Jungedi! Er hat noch zwei Schinken bei mir im Salz. Alles kann ich ertragen, nur nicht die Beleidigung weiblicher Tugend und Dignität. Jawohl . . .“

Harald zuckte die Achseln.

Der Püster sah ihn dafür mit zornfunkelnden Augen an, aber lachte dann: „Hahaha! Er ist schon mein Bête. Ich habe — aber Du wirst noch anderes sehen, mein Junge. Kennst mich nicht. Das ist nicht mehr so. Unsereinem gehört die Welt. Einem Mann wie mir liegt alles zu Füßen . . .“

Stimmloch sang wieder in einem Konzert mit Bravour und außerordentlichem Erfolg. Ein aufgegangener Stern ersten Ranges, so verkündete die Reklame.

Auf Bitten einer im Hotel wohnenden hohen Dame, die keine Konzerte besuchen konnte, ließ der gefeierte Tenor sich nach anfänglichem großartigem Sträuben herbei, im Hotelsaal einige Lieder am Abend zu singen. Er wußte, daß der klingende Lohn nicht ausbleibe, aber wenn es darauf ankam, sich bewundern zu lassen, sang er auch gratis zwischen Suppe und Rindfleisch.

Er schmetterte ein Lied daher und erntete stürmischen Beifall.

In einer Gruppe von Herren unweit des Sängers stand Herr Balduin Gnieser. Es war ihm unmöglich, sich in die neue Lebensstellung des verachteten Knaben und Jünglings zu finden und so sagte er mit seiner schneidenden, höhnischen Stimme zu einigen Herren neuer Bekanntschaft so laut, daß Stimmloch jedes Wort hören mußte: „Ist doch merkwürdig, was aus diesem Gassenbuben und sirupschmierigen Ladenschwengel für ein beklatschtes Notentier geworden ist.“

Aber der Gnieser hatte vergessen, wo er war und mit wem er jetzt zu thun hatte. Stimmloch

drehte sich mit feuerfarbenem Gesichte um, warf die Noten aufs Klavier, trat vor und sagte mit lauter Stimme: „Hohe und gehorsamst geehrte und hochgeehrte Versammlung. Mit Empressement stellte ich meine Kräfte zur Disposition und folgte einem ausgesprochenen, mich hoch beglückenden Wunsche, aber man kann nicht verlangen, daß ich unpassende Beleidigungen eines Menschen hinnehme, der augenscheinlich nicht in gute Gesellschaft gehört und sich nicht entblödet, hier durch gemeine Redensarten in mir die hohe Gesellschaft zu verunehren — sich nicht entblödet — zu verunehren — sich nicht entblödet! Und den ich bitte, zu entfernen! zu entfernen! — Sich nicht entblödet!“ . . . Und Leopold Stimmloch blubberte seiner Gewohnheit nach im Zorn wohl zehnmal diese Schlagwörter seiner Wut hintereinander her.

Balduin trat kreideweiß gegen ihn vor. Aber der Unwille war so allgemein, die hohe Dame nahm so entrüstet für den Sänger Partei — Stimmen riefen nach dem Hotelbesitzer und den Kellnern — andere schrieen „Raus! Raus!“ — Herren umdrängten ihn zornig — kurz, Balduin Gnieser setzte sich selber eiligst an die Luft.

Frau Adeline Gnieser blieb auf ihrem Platze sitzen. Leopoldi sang hinreißend mehrere Müllerlieder.

Die Gniesers hatten am nächsten Tage abreisen wollen. Es gab nun in der Nacht, wie Sperillow als Hörer an der Thür zu berichten wußte, einen schrecklichen Zank. Frau Adeline erklärte, daß sie durch ihres Mannes Betragen in den Nerven ruiniert sei und nie und nimmer jetzt reisen könne. Er möge reisen, wohin er wolle.

Schließlich hatten sie sich dahin einig gezankt, daß er sich durch eine Reise unsichtbar mache und übermorgen abend zurückkehre. Dann wolle sie mit ihm heimfahren.

Als Herr Gnieser zurückkehrte, war der Portier sehr erstaunt.

Zufällig kam auch Sperillow dazu.

Das Zimmer sei schon vergeben. Die gnädige Frau sei ja gestern nachmittag abgereist und habe befohlen, ihres Mannes Koffer an die aufgeklebte Adresse zu schicken. Die Rechnung sei bezahlt und alles in Ordnung. Von Wiederkommen habe die gnädige Frau nichts geredet; der Oberkellner wisse vielleicht noch Näheres.

Da stand Balduin Gnieser, ein Bild der Ratlosigkeit, aschgrau vor Bestürzung und Wut.

„Kann ich Ihnen in etwas behilflich sein, Herr Gnieser?“ fragte der maliziöse Sperillow.

„Meine Frau ist mir nachgereist und wir haben uns verfehlt," erwiderte dieser heiser.

„Nach D.?" fragte Sperillow. „Verzeihen Sie. Ich traf sie heute in Begleitung des Heldentenors Leopoldi an der Table d'hôte in F."

Gnieser zitterte an allen Gliedern.

„Hier ist ein Brief," sagte der gerufene Oberkellner. „Ich sollte dem gnädigen Herrn denselben geben, wenn die Herrschaften sich zufällig verfehlen würden, anderenfalls ihn morgen an die Adresse absenden."

Balduin nahm das Couvert, riß eine eng beschriebene Visitenkarte heraus, las und zerriß sie mit einem Fluch. „Eine Droschke! Eine Droschke!" schrie er. Der Portier pfiff nach einer Droschke, und Balduin fuhr davon, nach dem Bahnhof zurück.

Sperillow hob ruhig die zerrissene Karte auf und steckte sie ein.

„Sehen Sie," sagte er hernach beim Abendessen zu Harald, „man muß nie ein wichtiges Papier nur zerreißen und wegwerfen, sondern es immer verbrennen. Da haben wir die ganze schöne Geschichte . . .

‚Sie Bube aus der Lorenzstraße, dessen Schandthat nicht vergessen ist! Sie Lügner und gemeiner Kerl von Klaritz! Ihre Frau Gemahlin kennt

Ihre Gemeinheiten — Pfui, Sie Spieler und Sünder! Man weiß alles. Sie sind verachtet. Stark im Gefühle ihres Rechtes verabscheut Ihre betrogene Gemahlin, dieser bisher an Sie geschmiedete Engel, die besudelnde Gemeinschaft mit Ihnen und hat sich unter meinen Schutz gestellt, damit ich sie zu Vater und Bruder zurückgeleite. Eurer Nichtswürdigkeit

verachtungsvoller L. St.

P. S. Ich denk daran . . . bitte, grüßen Sie auch Ihren Vater von mir! . . . Ich denk daran.'"

Die Welt ist rund und dreht sich.

Ja, Leopold hatte daran gedacht und Rache geübt.

Balduin liebte seine Frau nicht, aber so war es nicht gemeint gewesen. Scheidung! — Und er hatte häßliche Geschichten auf dem Kerbholz. Sein Vater würde rasen. Seine Carriere als Staatsbeamter war jedenfalls durch einen Scheidungsprozeß auf lange hinaus verdorben, wenn nicht vernichtet.

Und das alles durch den geprügelten Bengel und verachteten Ladenschwengel!

Ein bißchen Satyrspiel folgte nach.

Der Sänger Leopoldi war merkwürdig gelehrig in Bezug auf Reklame und die derselben dienenden Zeitungsfedern geworden. Nach zwei Tagen stand

in dem Badeanzeiger eine lange romantische Geschichte von der edlen, kühnen That eines bekannten gefeierten Heldentenors, der eine zarte Frau vor ihrem bösen, lasterhaften Manne beschützt und die Bedrohte ihrem Vater zugeführt habe. Der Gatte wurde dadurch in seiner Gemeingefährlichkeit charakterisiert, daß er schon in seiner Jugend aus angeborener Bosheit unschuldige Kinder mit Mordwaffen angefallen und einem lieblichen Knaben in die Augen geschossen habe. Der Apfel sei allerdings nicht weit vom Stamme gefallen, denn der Vater dieses Monsieur sei ein Harpagus, dessen Vergnügen darin bestehe, brave, verdiente Männer zu ruinieren.

Dieser Artikel wurde in vielen Exemplaren an die betreffenden Zeitungen und viele Persönlichkeiten in Wasserau und Klaritz geschickt; natürlich auch an die Herren Gniefer senior und junior.

Achtes Kapitel.

Der Herbst hatte begonnen, als Harald eines Tages den Besuch Leopold Stimmlochs erhielt, der ihm verkündete, daß er gestern angekommen und hier am Theater als erster Tenor engagiert sei.

„Kleines fürstliches Hoftheater ist mir zu gering geworden. Intendant nicht nach meinem Geschmack. Hat mich zwar kniefällig gebeten, zu bleiben, weil er sonst die Gunst des ganzen Hofes verscherzen werde, aber zu spät: hat Kräfte neben mir protegiert, die mir nicht passen. Bin fort. Nächste Stufen: Berlin, Wien. — Du natürlich noch immer auf dem alten Fleck.“

„Aber Leopold, bist Du allein, oder kommst Du als glücklicher Gatte?“

„Gatte? Von wem? Schönste der vielen Prinzessinnen, die mich lieben, hat sich leider noch nicht erklärt.“

„Von wem? Nun von Deiner entführten Frau Adeline! Wo ist der Engel?“

„Der Engel? Schweig mir davon!“ rief Leopold zornig.

„Das ist zu viel verlangt. Jetzt erzähl' mir die Geschichte. Aber ruhig. Setze Dich und lasse die Faxen.“

„Harald,“ stöhnte Leopold. „Von so etwas hast Du keine Ahnung. Das ist ein gemeines Weib. Nein, kein Weib, eine Furie! — Erst, das heißt unterwegs war alles gut. Sie war froh, daß ich sie von ihrem Scheusal erlöst hatte. Aber wie wir zu ihrem Vater kamen! — Harald! Ich habe immer geglaubt, die Säger vom Seehof wären die gröbsten Menschen auf der Welt! Kein Schein! Sie waren Kinder gegen Vater Plummenboom. Und wenn er eine Million Thaler hätte und legte sie mir bar auf den Tisch — er hat sie nicht, das weiß ich; laß ihn eine halbe Million haben oder etwas mehr — aber er gebrauchte Ausdrücke gegen seine Tochter und mich, daß ich einen solchen Saupelz nie Schwiegervater nennen könnte. Wie er Adeline titulierte, hätte ich nie für möglich gehalten und meine Achtung für sie mußte sinken. Und mich drohte er mit Hunden vom Hofe jagen zu lassen, mich, der mit Gefahr meines Lebens seine Tochter aus den Händen eines Un-

geheuers befreit hatte, der uns mit zwei geladenen Revolvern nachgereist war, um sie und mich zu ermorden oder sie zur Rückkehr zu zwingen.

„Was konnten wir thun, als abwarten, bis der alte Wüterich andere Seiten aufzog. Ich schickte ihm einen Berg von Kritiken über meine Triumphe und schrieb ihm die Höhe meiner Gage, damit er sehe, wen er vor sich habe. Mittlerweile trafen Frau Adeline und ich uns zufällig zur Erholung unserer Nerven in demselben Seebad wieder und zwar zufällig in demselben Häuschen, in dem zwei Logis zu vermieten waren. Nun aber trat eine Wandlung in Adelinens Benehmen ein.

„Sie hielt sich sehr unsichtbar, aber verlangte auch von mir dasselbe. Ich bitte Dich. Das konnte ich naturellement nicht zwei Tage aushalten. Ich bin ein Mann der Öffentlichkeit, der sich dem Publikum zeigen muß. Ich ging also aus; da schmollte und schalt sie und verdarb mir die Lust, zu Hause zu bleiben. In ihrem eifersüchtigen Zorn schlich sie mir eines Abends nach. Zufällig hatte ich eine Bekannte von der Oper getroffen und soupierte mit dieser . . . Jungedi! Du hast noch kein wütendes Weib gesehen. Ins Zimmer schießen, das Tischtuch packen und es uns mit der ganzen Be-

scherung, mit Braten, Sauce, Essig und Öl, Senf, Salz und Pfeffer, Wein, Champagner, Eiskübel, Gabeln und Messern über den Leib werfen, war eins. Meine Opernfreundin hatte Augen und Mund und Nase voll Pfeffer bekommen und lag am Boden wie blind und wollte vor Husten ersticken. Ich — Jungedi, ich floh, damit Adeline nicht zur Mörderin an mir werde. Aber sie mir nach. Ich hatte die Augen voll Senf und konnte nicht sehen. Ich mußte mit ihr nach Hause oder sie hätte die Polizei gerufen. Und hier! Junge! Diese Scene! Diese Furie! Diese Megäre! Reden führte sie wie ihr Vater und . . ."

„Hat sie Dich unsanft berührt, Leopold? . . ."

„Jawohl. Sie hatte sich nicht mehr in der Gewalt. Zwei Tage ließ ich mir das gefallen, dann lief auch mir die Galle über und ich fragte, wie sie es mit ihrem Manne gemacht habe, und als sie dann wieder auf mich losging, Junge, da drehte ich den Stiel um und da habe ich die Teufelin verhauen, ja verhauen, verhauen, bis sie nicht mehr ‚Bab' sagen konnte. Da waren ihr die Mucken vertrieben; um den Finger ließ sie sich wickeln. Das hat mich versöhnt, und ich wollte ihre Jalousie nicht mehr reizen, weil sie schon vor meinen Blicken zu Kreuze kroch, aber — da fuhr zwei Tage danach ein Wagen vors Haus

und herein tobte der Vater Plummenboom mit einem großen Knecht hinter sich . . ." Leopold sprang bei dieser Erinnerung auf, ballte die Fäuste und lief in der Stube auf und ab; dann lachte er plötzlich und sagte: „Paß auf. So war's." Und — Wahrheit oder Dichtung — aber es war haarsträubend, wie Leopold nun in der alten Püstermanier die Scene vorspielte, tobte, heulte, zeterte, um sich schließlich selbst beim Kragen zu nehmen und aus der Thür zu schmeißen, und dann in der Rolle von Vater Plummenboom seine Tochter aus der Wohnung zu reißen und auf dem Wagen davonzuführen.

Darüber wurde er ganz lustig und wollte sich totlachen.

„Am nächsten Tage hat man mich auf der Strandpromenade vor Bewunderung fast gefressen. — Nun — Streusand darüber! Orkus! — Und weißt Du? — Quitt! — Im offenen Saal damals. Sie hat alles mit Zinsen zurückbekommen. Immer noch das einzige Mittel, böse Weiber zu kurieren. Haben bekanntlich neun Häute als Drachen, wenn sie auch eine noch so dünne, weiße Haut zu Tage tragen. Schade. Ich hatte angefangen, mir Adeline zu ziehen."

Harald war leider so gemütsroh, daß er dem

Püster die Handgreiflichkeit verzieh und der Frau Adeline, geborenen Plummenboom, die Heimzahlung vom Ballsaal her gönnte.

Mit Stimmloch war am Theater eine Sängerin engagiert, Signora Giuseppa Grappa, eine deutsch sprechende Italienerin, der Ruf voraufging.

Stimmloch kam nach der ersten Probe zu Harald gerannt.

„Wer sind hier die Hauptkritiker für die Oper? Schreibst Du selber? Nein? Du solltest anfangen. Mit meiner Inspiration würdest Du florieren. Ha!! Warte nur! Du wirst sehen und hören. Ich und die Grappa! Eine Diva! Ein herrliches, ein göttliches Weib. Diese Stimme! Dieses Feuer! Diese Schneide! Diese Augen! Diese Brustbreite! Diese Formen! Ideal einer schwarzmähnigen Italienerin. Man wird staunen, wenn man mich und sie zusammen hört. Kapellmeister wollte uns anbeten. Orchester hat gerast in Applaudieren. Nur ich bin ihrer, nur sie ist meiner würdig. — Freilich — eine — eine! O die ist größer, edler! Aber man darf sie vor Signora Giuseppa Grappa nicht nennen. Gefragt, ob kenne? Wut bekommen! In Mailand mit Lätitia bei einem Maestro studiert! Eifersucht! Haß! — Sagt: Lätitia alles durch Protektion! Kalt. Eis. Publikum verrückt.

Mußte lügen: nicht kennen, nur von ihr gehört haben. Sonst Grappa mich hassen, mir Schabernack spielen. Unter Wölfen mitheulen. Unter Wölfinnen zweimal. Klug werden, mein Junge."

Harald fand alles bestätigt, was man über die Diva Giuseppa Grappa redete. Sie war ein schönes, üppiges Weib und eine Sängerin, der alles zu Gebote stand bis auf — hohen, reinen Seelenadel. Er konnte ihre Eifersucht gegen Lätitia verstehen.

Der lange Zeit fast vergessene Minister außer Dienst von Wiwurk war mittlerweile wieder eine viel genannte politische Persönlichkeit geworden, mit der sich die Zeitungen und auch maßgebende Kreise beschäftigten.

Das Ansehen seines Sekretärs stieg mit dem des Chefs. Sperillow war ganz stolz auf ihn, denn er betrachtete sich als den Erzieher dieses früher so ungeleckten Bären.

„Als ich Sie tanzen sah, wußte ich, daß Sie Ihr Glück machen könnten. Schmieden Sie nun Ihr Eisen, so lange es heiß ist. Sie machen jetzt in Politik. So lernen Sie auch, das Glück beim Schopf ergreifen. Ohne Unterstützung der Unterröcke kommt kein Mensch vorwärts. Schmeicheln Sie den alten Weibern, je schamloser, je besser. Machen Sie den

Müttern den Hof und poussieren Sie die Töchter. Heiraten Sie eine Millionärin. Ihr Weizen blüht. Die reichste, die beste. Dann haben Sie den goldenen Wunschsäckel und alle Wege sind Ihnen geebnet. Der Reiche ist frei."

„Siehe Adeline Plummenboom," sagte Harald trocken nach einer solchen Rede.

„Was hat die Kuh damit zu thun!" zürnte Sperillow. „Hören Sie mich an wie ein verständiger Mensch. Fräulein Blandine fraß Sie gestern wieder mit den Augen und kam nach dem Tanz mit Ihnen zu mir und fragte allerlei nach Ihnen. Wissen Sie, wie viele Millionen ihr Vater hat? — Ich auch nicht. Aber er steht zur Klasse I. Was das hier bedeutet, kann Ihnen jeder Eckensteher sagen. Befolgen Sie jetzt meinen Rat: nehmen Sie einen anderen Schneider und gehen Sie täglich zum Friseur. Lassen Sie die alten Burschenschafter-Allüren. Schon der bon ton sagt: la grande barbe aux boucs et aux hommes de parti. Geben Sie dieses abgewandelte Teutonentum und die ewige Turnerei auf, die sich für Sie nicht mehr paßt. Lernen Sie sich besser im Salon als auf dem Fechtboden bewegen, zumal Sie ja, trotzdem Sie ein guter Kriegsmann gewesen sein sollen, so eigentümliche Ansichten betreffs

des Duells haben. Ich hätte mir das patzige Benehmen des Herrn von Frischebor neulich nicht gefallen lassen und ich und andere haben uns über Sie gewundert."

„Er war beim Tanz gefallen und deshalb ärgerlich und noch rüder als gewöhnlich gegen alle, die ihm in den Weg kamen. Wir haben kein Wort miteinander gewechselt."

„Ich hätte mir seine Blicke nicht gefallen lassen. Er hat hernach über Sie räsonniert. Aber jeder muß wissen, was er zu thun hat."

Ja, Harald hatte Neider, denn er fand auch so, wie er war, Gnade vor den Augen von Damen verschiedener Stände und Stämme.

Auch vor denen der Primadonna Giuseppa Grappa, leider zu des Heldentenors Leopoldi unsäglicher Eifersucht.

Das war so gekommen.

Ein junger, begabter Komponist, Herr Richard, hatte einen Cyklus von Liedern Haralds komponiert, Harald aufgesucht und ihn in seinen Bekanntenkreis von jungen Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten eingeführt. Herr Richard, nebenbei bemerkt sehr vermögend, war mit den Herren und Damen vom Theater bekannt. Er lud Harald zu einem intimeren

Feste ein, da Donna Giuseppa seine Lieder singen werde. Darauf hin nahm der natürlich erfreute Dichter willig an.

Das Mahl war von Anfang an sehr animiert und lustig. Witze, Toaste, Gelächter rissen nicht ab. Stimmloch war ein Matador und in seiner Glorie als Buffone und Großprahler. Harald amüsierte sich außerordentlich, besonders auch über die Charakteristiken, die ihm sein Nachbar, der erste Bariton, ein hochgebildeter Herr, über sämtliche Anwesende gab. Der Champagner floß in Strömen und wurde neben dem Kaffee weitergetrunken. Und nun wurde Harald durch den Gesang seiner Lieder entzückt, wofür er der Sängerin und dem Komponisten seinen feurigen Dank aussprach.

Die Temperatur im Zimmer und in den Adern der Gesellschaft war so heiß geworden, daß man die französischen, bis auf den Fußboden gehenden Fenster des Saals öffnete. Daß der Lärm auf die belebte Promenade, daran das Hotel lag, herabschallte, kümmerte die wenigsten. Im Gegenteil: die meisten liebten es, Aufsehen zu erregen.

Harald hatte erst im letzten Augenblick kommen können und sein Freund Püster hatte gesorgt, daß

er nicht durch interessante weibliche Nachbarschaft im Essen verkürzt werde. Aber nach seinem Dank hatte Signora Giuseppa Harald nicht mehr von ihrer Seite gelassen. Sie saß erhitzt am Fenster und lachte zu seiner Besorgnis, daß sie sich erkälten könne. Man scherzte gerade über Bühnen-Capricen und erzählte drastische Beispiele davon.

„Mit einem Volk, wie Ihr seid, wußte nur ein Händel fertig zu werden,“ sagte der Komponist. „Als er seine widerspenstige Primadonna zum Fenster hinaushielt, war sie gezähmt.“

„Den möcht ich sehen, der mich zum Fenster hinaushielte,“ rief Signora Giuseppa.

„Sogleich, geehrtes Fräulein,“ erwiderte Harald, den der Hafer stach, und mit kundigen Griffen erhob er den Stuhl, darauf die Primadonna saß, und hielt ihn zum Fenster hinaus.

Angstaufschrei und Applaus rund herum, auch unten auf der Promenade, wo viele nach den geöffneten Fenstern der lauten Gesellschaft schauende Gaffer und Spaziergänger plötzlich die gefeierte Diva sich ihnen präsentiert sahen.

Als Harald unter brausendem Getobe die sich lautlos anklammernde Sängerin wieder niedersetzte, sprang die erstarrte auf und ihm wie eine Löwin

an den Hals. Aber sie biß ihn nicht, sondern bedeckte ihn mit wütenden Küßen.

„Schlankl! Liebes! Verflixtes!“ rief sie. „Du kannst mehr als Verse drechseln. Champagner her, daß wir anstoßen! Große Kelche! Platz da, Spanferkel in der Papierkrause! Heisa! Hoch sollst' leben!“

Alle stießen stürmisch mit an.

Nur Stimmloch, das „Spanferkel“, meuterte zornig und gestikulierte und schüttelte seinen Kopf wie ein Kutschpferd und verbat sich Redensarten — Redensarten — Redensarten aus der Au und las Harald die Leviten, daß er sie alle durch solche Späße in schlechten Ruf bringe.

„Mitgefangen, mitgehangen,“ tobte er Harald an. „Ich danke, mein Lieber, wenn ich dabei bin, für solche Geschichten, daß die ganze Stadt über mich schreit. Du könntest Dich auch anders benehmen und solltest Dir nicht gefallen lassen, daß diese, diese da Dich vor uns wie ein Wäschermädl abküßt!“

„Bist stat!“ schrie die Diva in Wut aufspringend und ein Messer ergreifend — glücklicherweise nur ein Desertmesser, mit dem man kaum durch eine Apfelschale dringen konnte — „Deixl noch einmal! Bald D' jetzt nit glei Dein ungewaschene Goschen

haltst, renn ich Dir dies Messer in die Wampen. Sperrt's en 'naus oder ich bring ihn um."

Stimmloch war erschrocken aufgesprungen. Ein Dutzend Hände erfaßten und kreiselten den Verblüfften in einen halbdunklen Vorraum des Speiseaufzugs und geschwind wurde abgeschlossen.

Als er aber sah, wo er war und daß er nicht hinaus konnte, überkam ihn die Wut und vor Zorn brüllend, schlug er mit den Fäusten gegen die Thür. Doch diesseits brüllte der Intrigant, das Gelächter übertönend: „Halt, Pepi! Entwindet ihr das Messer! Haltet sie fest! Laßt sie nicht los! Zurück, Blutdürstige! Nur über meine Leiche geht der Weg. Furie, ich trotze Dir! Ach! Ach! Helft! Rettet meinen armen Freund!" Und er stieß seinerseits, wie in schwerem Ringkampf begriffen, mit Ellbogen und Rücken gegen die Thür — Stimmloch war verstummt.

„Wenn er sich fünf Minuten ruhig hält, will ich ihm nichts mehr thun," sagte die sich besänftigende Künstlerin. „Aber er ist ja kein Mensch mehr. Man muß ihn behandeln wie ein Viech. Bald ich einen Beichtvater brauch, der mir ins Gewissen redet, weiß ich mir einen besseren. Schenken's mir ein, Herr Richard, daß mich der Zorn nicht frißt."

Die Gesellschaft schüttelte sich vor Lachen und das Trinken begann von neuem. Zwei Minuten hielt Stimmloch aus, dann klopfte er an die Thür und bat de- und wehmütig, ihn aus seinem Gefängnis zu erlösen, in dem er ersticke. Ihm wurde aufgethan und „Dummheiten, Dummheiten“ murrend und in sich hineinredend setzte er sich auf seinen Stuhl. Plötzlich stand die Primadonna vor ihm, hielt ihm ihren perlenden Kelch unter die Nase und schmetterte:

„Scherzet, trinket, verbannet die Sorgen!“

Im nächsten Augenblick ergriff der finstere Püster die vollen Gläser seiner Nachbarn, goß sie in sich hinunter, sprang wie ein Bock in die Luft, schnalzte mit den Fingern und schmetterte seinerseits:

„Nur die Gegenwart nehmet in acht!“

„Wie ging's da her! Wie ging's da her!“ pflegte Haralds Verbindungsbruder Käs zu sagen. Ja, wie ging's da her . . .

Aber Stimmloch bockte doch hinterher mit Harald und machte seinem Zorn über Giuseppa Luft. „Signora. Jawohla. Vatero Maurero, Südtirolero, Italiano. Mutter Wäschermadl aus der Au bei München. Dort geboren. Mit vierzehn Jahren zum Großvater gekommen, Pifferari Dudelsackio ballerina

Cymbelina Abruzzina durch die Welt gezogen. Als Tugendrose, dann als Sängerin in Mailand ausgebildet. Aber Du wirst schon sehen," tobte er dann los, „wirst schon sehen, mein Junge. Großartig den Tugendspiegel machen. Aber Spiegel ist beschlagen. Dich küssen lassen, Hahn im Korbe sein! Rohe Person, roh, roh! ‚In die Wampen!', wirst sie bilden, sie erziehen! Hahaha! Mach Gedichte auf sie. Natürlich. Vornehmer Herr muß Theaterliaison haben —"

„So hören Sie doch endlich einmal auf, Sie eifersüchtiger Wüterich," sagte der Harald begleitende Komponist. „Freuen Sie sich doch, daß auch dieser Tugendheld Dummheiten machen kann. Freilich, es ist schrecklich. Denken Sie, Herr Leopoldi, kein Mensch hat auf der Promenade Harald erkannt. Alle Welt sagt, Sie hätten die Diva aus dem Fenster gehalten."

Der Sänger wurde purpurrot vor Freude. „Ausgezeichnet!" lachte er bitter, Zorn fingierend. „Ganz wie früher! Was die anderen pecciert hatten, kam immer auf meine Kappe. Ich war der Sündenbock, dazu prädestijustifiziert. Allerdings, wenn ich gewollt hätte! Habe noch andere Sachen geleistet! Weißt Du noch, Harald? Zwei volle Weintonnen, Bordeaux, prima classe Rotspohn,

rechts und links auf flacher Hand mit steifem Arm gehalten. Aber ein Mann mit Weltruf begiebt sich solcher eitler Kraftsimpeleien."

Übrigens, als Signora Giuseppa danach zum ersten Male wieder mit Herrn Leopoldi zusammenwirkte, zeigte sie ihm einen wunderschönen kleinen Dolch in sammetnem Futteral. „Leopoldichen, Holdester," sagte sie, ihre schönen Zähne fletschend, „Sie lästern über mich. Achtung, Freund. Aber wenn Sie auf der Bühne Ihren Raptus bekommen und mir einen Trick spielen wollten, dann . . . Sie sind doch kitzlig? — Aber nein, Sie sind ein lieber Mensch. Sie singen wie ein Gott. Sie stehen turmhoch über Turt, der Ihnen das Kraxl abthun will."

„Turt ist ein Esel, nicht wert, mir die Schuhriemen aufzulösen mit seiner Meckerstimme."

„Ganz richtig. Wir wollen zusammen wieder Wunder wirken."

„Donna é mobile . . . Jawohl."

Haralds taciteisch-ideales Teutonentum hielt nicht stand vor der Leidenschaft und uneigennützigen Freundschaft der schönen Sängerin. Er konnte sie nicht beleidigen, die sich seinetwegen um nichts und niemand kümmerte. Er hatte nicht dieselbe Seelenstärke wie sie — aber merkwürdigerweise hatte er

bei den meisten Damen seiner, allerdings nur oberflächlichen gesellschaftlichen Bekanntschaft wegen der Leidenschaft der Primadonna für ihn nicht zu leiden, ja, verschiedene schienen sich mehr für ihn zu interessieren und etliche — auch junge Schnawatzen — sollten gesagt haben, daß sie ihn jetzt mehr achteten, da sie sähen, daß er kein Fischblut habe.

Zu diesen gehörte entschieden die verzogene, verwöhnte, sich sehr viel erlaubende Tochter des reichen Herrn Smektin. Je zurückhaltender der von ihrem sinnlich-launischen, undurchbildeten Wesen durchaus nicht angezogene Doktor Winfried war, desto mehr bestrebte sie sich, selbst dreist, ihm Mut zu machen, seine Schüchternheit vor ihr und ihres Vaters Millionen zu überwinden — so faßte natürlich sie und alle Welt sein Betragen auf, das bekanntlich den besser informierten Sperillow in Wut über seinen thörichten Zögling versetzte.

Bei einer Gesellschaft im Smektinschen Hause entführte Fräulein Blandine Harald in ein einsames Zimmer, um ihm kostbare chinesische Raritäten zu zeigen. Ihre Feindinnen behaupteten, sie ginge darauf aus, sich mit Doktor Winfried derart zu kompromittieren, daß ihr Vater nachgeben müsse; ihre Mutter mußte alles thun, was sie wollte.

Laut knarrende Schritte erschreckten sie glücklicherweise und sie entschlüpfte schnell, nachdem sie Harald eiligst hinter einen großen prachtvollen Stehschirm geschoben hatte, mit der geflüsterten Bitte, denselben anzusehen.

„Beruhige Dich doch. Mein Gott, was hast Du? Du siehst, daß Du Dich getäuscht hast," hörte Harald eine weibliche Stimme, die der Hausfrau, sagen.

„Ihr Glück," antwortete der Gatte. „Sara! Ich mache Dich verantwortlich. Sara, es ist mein bitterer Ernst. Blandine ist eine dumme, verliebte Gans, aber sie braucht einen reichen Mann und keinen Habenichts ohne Rang und Stand. Verstehe mich! Je eher, je besser. Denke an das Los Deines Kindes, denn alles Glück ist unsicher. Mein Gott, ich werde noch verrückt. Wenn Blandine nochmals den Herrn von Kaff insultiert, statt ihn . . ." die Stimmen entfernten sich. Aber aus der Stimme des Bankiers hatte eine tiefe, wenn auch verhaltene Herzensangst gesprochen, die den Hörer seltsam bewegte und wie bestürzt machte.

Übrigens nahm das Freundschaftsverhältnis Haralds mit Signora Giuseppa bald ein plötzliches Ende.

In Thränen und leidenschaftlicher Aufregung empfing sie ihn eines Tages. „Unsere Freundschaft muß für die nächste Zeit gelöst scheinen. Da habe ich einen Brief. Ein früherer Freund von mir, dem ich viel verdanke, der Marchese Don Aurelio, meldet sich bei mir an. Er ist hierher versetzt. Und nun, mein teurer Troubadour, sei vorsichtig. Kannst Du nicht für einige Zeit verreisen? Der Marchese ist sehr reich, sehr egoistisch, unter der Maske von kalter Gleichgültigkeit sehr leidenschaftlich und rachsüchtig und sehr gefährlich. Er hat stets geeignete Kreaturen in seinem Dienst.

„So laß uns jetzt für einige Zeit scheiden und uns vor der Welt nicht mehr kennen. Unsereins muß das Leben nehmen, wie es ist. Du mußt kein solches Gesicht machen, mein Löwe. Ich bin nicht als Heilige geboren und konnte nicht als solche aufwachsen. Du bist ein Phantast, aber sei kein Thor und Splitterrichter. Sei vernünftig, mein Held. Aber um Gottes willen Verschwiegenheit. Ich werde den Dummköpfen sagen, daß wir uns erzürnt hätten, ehe sie etwas von dem Marchese erfahren. O Gott, da kommt Besuch. Geh' durch diese Thür. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Addio!"

Harald hatte immer zu einem Bekenntnis

Vittorio Alfieris betreffs einer Ungetreuen in den „Denkwürdigkeiten" den Kopf geschüttelt. Nun konnte er an sich selbst ähnliche Studien machen.

„Sie kommen ja daher wie Menschenhaß und Reue," sagte am Mittag Sperillow zu ihm.

Den Menschenhaß schüttelte Harald glücklicherweise bald ab, ja, atmete freier auf. Die Reue freilich wandelte ihn dafür an: darin war er unglücklicher als Romeo, der Rosaline einfach vergaß, um für Julie zu glühen.

Und Nemesis hatte eine lange Strafe für ihn, daß er sich ungetreu geworden war.

Neuntes Kapitel.

O she dot teach the torches to turn bright!
Her beauty hangs upon the chek of night
Like a rich jewel in an Ethiops ear.

Shakespeare: Romeo and Juliet.

Es war großes Konzert. Der Komponist Richard dirigierte im ersten Teil desselben eine von ihm komponierte Suite. Danach wurden mehrere Lieder von ihm gesungen, zwei davon von Harald gedichtet. Dazu kamen andere Musikwerke. Den zweiten Teil des Konzerts bildete Beethovens fünfte Sinfonie.

Harald hatte sich zeitig einen Eckplatz an der Brüstung auf der Galerie gesichert. Auf die Galerie gingen auch die Damen, die nicht große Toilette machen wollten, wie unten im Saal hergebracht war.

Es wurde sehr voll, so daß zwei verspätet ankommende Damen sich umsonst nach einem Sitze umsahen. Harald bot ihnen seinen Platz an, groß genug für die zwei, wenn sie sich zusammenschmiegten. Das

Anerbieten wurde mit Dank angenommen von der jungen Dame und deren Duenna, als welche die ältere sogleich zu erkennen war.

Doktor Harald Winfried geschah, was er nie zuvor erlebt hatte: ihm stockte der Herzschlag, als seine Blicke denen der jungen Dame begegneten, und als er, Platz machend, ihr Gewand streifte, da war er überzeugt, elektrische Funken verspürt zu haben. Was war dies für ein junges, schönes Wesen! Wie seltsam hatten sie einander angeschaut!

Nun stand er an der Säule und schaute und schwärmte und hörte und bangte: jetzt kamen seine zwei Lieder. Der Bariton sang sie trefflich, der Komponist selbst begleitete. Das zweite Lied mußte da capo gesungen werden. Welch ein Glück! Auch die junge Dame bezeigte mit dem Text in der Hand lebhaften Beifall. Er war selig.

Es kam die Pause. Vom Saal herauf zogen die Herren in Scharen über die Galerie, sich hier die Damen zu betrachten und je nachdem Konversation zu machen.

Da hörte Harald hinter sich eine bekannte Stimme flüstern: „Richtig. Ich habe mich nicht getäuscht. Es ist die Isabella. Wie kommt der Goldfisch auf

die Galerie? Sehen Sie, Marchese, den Goldblondkopf mit dem blauen Sammet."

Harald drehte sich um und sah zwei Herren; der eine war ein ihm bekannter, reicher, angehender Diplomat, Herr von Kaff, entfernter Verwandter des Herrn von Wiwurk; der andere war Harald beim ersten Blick unsympathisch; das Wort Marchese sagte ihm genug.

War es Liebenswürdigkeit des Herrn von Kaff oder wollte er die Aufmerksamkeit der beiden Damen erregen, sich nach ihm umzudrehen, genug, er beglückwünschte Harald in lauter Weise. „Mache mein Kompliment zu Ihren Liedern, Herr Doktor. Sind sehr frisch, sind famos komponiert und wurden brillant gesungen."

Die beiden Damen sahen wirklich um und gewahrten aus Haralds Dank, daß er gemeint sei.

Nach der Pause gab es Platz, denn so manche Konzertbesucher waren wegen der neuen Suite und einer neuen Sängerin und wegen des Baritons und wegen der eigenen und der fremden Toiletten gekommen; die Sinfonie hatten sie ja schon oft gehört und durften sich dieselbe schenken. So saß Harald hinter den beiden Damen und konnte das Antlitz der Goldgelockten von der Seite sehen. Er war wie im doppelten

Himmel: die C-moll-Sinfonie zu hören angesichts dieser reinen Jungfräulichkeit.

Einmal sah sie nach ihm um. Er hatte, von der Musik überwältigt, gemurmelt: „O Gott, wie schön!“ Da wendete sie ihr enthusiastisch verklärtes Antlitz ihm zu und nickte — sie war noch so jung — um dann purpurübergossen schnell wieder wegzublicken.

Lachte sie, als sie beim Fortgehen an ihm vorbeikam? Sicher. Warum sollte sie auch nicht über seinen großen gelben Schopf und sein verlegenes Wesen lachen? Die beiden Damen wurden unten von einem Bedienten und ihrem Wagen erwartet; jedenfalls konnte ihm Herr von Kaff weitere Nachrichten geben.

Harald kam an der Wohnung der Signora Giuseppa vorüber. Gerade fuhr ein Wagen vor, aus dem der Marchese angeredete Herr herausstieg. Schämte sich Harald? Er ging an dem Abend nicht zu den ihn erwartenden Genossen, sondern saß allein und faßte gute Vorsätze.

Am anderen Tage sprach er mit seinem Chef. Er durfte nicht länger in einer unsicheren und pekuniär ungenügenden Stellung bleiben, sondern mußte an seine Zukunft denken. Er wollte sich habilitieren.

Herr von Wiwurk fiel aus den Wolken.

Es war die aufgeregte Zeit, in der „unerwartet wie der Komet die neue Ära als ganz neue Erscheinung am politischen Himmel“ erschienen war, wie der nachmalige große Staatslenker damals schrieb. Herr von Wiwurk schwamm in Geschäftigkeit und Freuden; er war sehr in Anspruch genommen und Harald hatte viel zu thun. Kein Gedanke, daß er jetzt Herrn von Wiwurk verlassen dürfe. Dieser umarmte ihn, nannte ihn seine rechte Hand, schalt sich, daß er Haralds Gehalt nicht längst erhöht habe, was er sogleich that, und stellte ihm in kürzester Frist eine ausgezeichnete feste Stellung in Aussicht: mehr dürfe er jetzt nicht sagen, denn es sei noch Geheimnis. Von einer Trennung könne keine Rede sein.

In diesem Falle konnte Harald sich beruhigen. Er machte am Nachmittag einen weiten Spaziergang. Zurückkommend wandelte er einen neben der Chaussee durch Wiesen sich schlängelnden Fußpfad. Dieser war an einem Wasserlauf, der ausgebessert und mit Bohlen eingefaßt wurde, durch Fuhrwerk ausgefahren und stand voll Schmutzwasser. Auf der Chaussee fuhr im Schritt ein Wagen, sicherlich zu den beiden Damen gehörend, die Harald entgegenschritten. Welch ein Glück! O, er täuschte sich nicht! Sie waren es!

Sie! Da standen sie an der Schmutzstelle. Umkehren? Harald konnte es nicht machen wie Walter Raleigh, der schnell entschlossen im ähnlichen Fall seinen Mantel von der Schulter riß und vor der jungfräulichen Königin auf die schmutzige Erde breitete und dadurch deren Aufmerksamkeit und Huld gewann: sein Rock war zu kurz, aber dafür schleppte er eine gewaltige Bohle herbei und schuf den beiden Damen einen trockenen Steg. Staunend, dankend, grüßend schritten sie an dem Wiedererkannten vorüber. Auffällig genug war der reckenhafte junge Mann.

Dieser schritt eine Zeitlang, ohne sich umzusehen, dahin, aber dann konnte er es nicht lassen und blieb stehen, den Damen nachzuschauen. Was sah er!

Gerade faßte die junge Dame die Bohle an einem Ende, um sich zu überzeugen, wie schwer sie sei.

Sie war eine Strecke neben ihrer Duenna einhergegangen, dann hatte sie zurückgeblickt und als sie den jungen Mann weiterwandeln sah, hatte sie plötzlich ihre Handschuhe ausgezogen, war trotz der entsetzten Abmahnung ihrer Begleiterin zurückgelaufen und — hob die Bohle.

O das schelmische, kräftige Ding!

Harald brannte der Kopf. Sein Anzug war ziemlich beschmutzt worden, aber nachdem er sich im

nächsten Wirtshaus hatte abbürsten lassen, lag keine Notwendigkeit vor, daß er in der Stadt direkt zu einem renommierten Schneider ging und sich neue Anzüge bestellte.

Vita nuova . . . innerlich und äußerlich. Er fühlte sich so still beglückt und hochgemut. Heimliche Liebe ist Frühlingssonnenschein; alles grünt und sprießt.

Sperillow riß die Augen auf, als Harald nach ein paar Tagen wieder bei Tisch und zwar ganz fashionable erschien. „Haben Sie eine Erbschaft gemacht oder haben Sie sich verlobt oder wollen Sie um Fräulein Blandinens Hand anhalten? Wo steckten Sie denn die letzte Zeit über? Ich wollte schon nachsehen, ob Sie sich aus Gram verhungert hätten, weil der Wagen Don Aurelios unverschämterweise jeden Abend stundenlang nach dem Theater vor dem Hause der edlen Giuseppa hält, die ihm vorsingt oder zu Kastagnetten vortanzt. Wahrhaftig! Ein frommer grand seigneur, der tout le monde verachtet.“

„Ich befolge endlich Ihre Ratschläge,“ erwiderte Harald. „Herr von Wiwurk hat mich im Gehalt erhöht und so will ich mir das leisten.“

„Endlich. Sie haben auch lange genug den alten Studenten gespielt. Aber jetzt vorwärts, oder Herr von Kaff schnappt Ihnen den Goldfasan weg.“

„Was ist der Marchese für ein Mensch?"

„Der? — Hm, hm. Nicht leicht zu definieren. Er soll früher liberale Velleitäten gehabt haben; seine Feinde nennen ihn einen Verräter. Jetzt ist er fromm, steht in hoher Gunst am Hof von Neapel und in Rom. Großmutter stammte aus großem, gräflichem Bankierhause. Daher noch besonderer Reichtum und Sinn dafür zur Hoffart des grand seigneur hinzu. Er sei ein Charakter, dem man alles zutrauen könne."

Harald erhielt mehrere Briefe Giuseppas: er ließ sie unbeantwortet.

Freund Püster besuchte ihn jetzt wieder und erzählte in einem Gemisch von Hohn und Besorgnis, daß Giuseppa auf ihn wütend sei. „Teufelin. Habe Dich vorher gewarnt. Gefährlich. Schuster bleib bei Deinem Leisten. Schöne Geschichten. Soll der Kuckuck daraus klug werden. Will immer wissen, was Du treibst, aber haßt Dich. Auseinander in Eifersucht? Philosophen nicht fein genug für Coulissen-Intriguen. Dazu gehört unsereins. Acht geben. Noch etwas erleben, mein Junge . . . Übrigens leihe mir einen anderen Hut und einen Mantel, auch ein Halstuch. Muß einem armen Teufel von Choristen im Barackenviertel Krankenbesuch machen. Mein Cylinder mir zu gut. Könnte regnen. Heiserkeit

fürchten. Da, ich nehme Deinen Schlapphut und den Radmantel. Famos. Traralala! — Hör auf den Klang der Zither . . ." Und der Püster schritt, Haralds Haltung und Gang nachahmend, im Zimmer umher. „Schicke Dir morgen früh alles zurück und lasse meinen Cylinder holen."

Harald hatte das Gefühl, daß der Püster eine Dummheit vorhabe, aber konnte ihm die Bitte nicht abschlagen. Auch er hatte einen Ausgang zu machen und so verließ er mit ihm das Zimmer. An der Treppe fiel ihm ein abzusendender vergessener Brief ein und er holte denselben, indes Herr Leopoldi voranging. Es war dunkel. Die Straßenlaternen gaben wenig Licht.

Harald wohnte in einem Hause an einer noch nicht ganz bebauten äußeren Ringstraße. Diese führte durch eine Anlage mit Bäumen, Gebüschen und Bänken. Die Gegend war abends nicht geheuer und diente zu Stelldicheins und dergleichen.

Harald hatte die Anlage noch nicht erreicht, als ihn plötzlich ein mörderliches, wohlbekanntes Geschrei erschreckte. „Hilfe! Mörder, Hilfe!" brüllte der Püster. „Leopold! ich komme!" rief Harald und eilte hinzu. Er sah noch, wie zwei Personen mit Stöcken auf eine dritte am Boden liegende und mit den Füßen nach

oben strampelnde einhieben. „Lauf! Lauf!“ hörte er rufen, dann sprang der eine Kerl rechts, der andere links in die Büsche. Harald verfolgte den einen. Dieser lief wie ein Windhund, aber stolperte in der Dunkelheit und Harald holte ihn soweit ein, daß er mit dem Stocke nach ihm hauen konnte, stolperte dabei aber selbst und traf nur noch den Rockschoß des Verfolgten. Er fühlte, er habe etwas durchgeschlagen und Hartes getroffen. Der Missethäter entkam, aber unter der Laterne blinkte ein großer Metallknopf, den Harald abgeschlagen hatte und als corpus delicti mitnahm. Zum Püster zurückkehrend, fand er diesen, immer noch erbärmlich winselnd, auf der Erde sitzen. Zu seinem Glück hatte der Tenor sich wie in der Knabenzeit gegen die Schläge seiner Mutter sogleich fallen lassen und mit den Beinen über sich gestrampelt und um sich gestoßen. Aber er hatte trotzdem schon genug feste Hiebe erhalten, ehe die Hilfe kam, und sein Gestöhn und Geächze war nicht Verstellung. Ihm war sogleich der Hut über die Augen gezogen worden.

„Vier Kerle!“

„Zwei. Steh auf.“

„Mordanfall meiner Feinde und Nebenbuhler. Weiß, welcher Schurke dahintersteckt. — O — au! — Ach — faß mich nicht an! — O, meine Beine! —

Knochen zerschlagen — Au — Au. Halt mich. O, meine Schultern — Um Gottes willen! Sie kommen zurück. Polizei! Polizei!“ —

Diesmal war es ein Polizist und mehrere andere Leute, die sich zum Teil jetzt erst heranwagten.

Leider schwatzte der Sänger so viel von Nebenbuhlern, daß der Schutzmann sehr kühl wurde und ihm bedeutete, daß er als anständiger Herr diese Gegend habe meiden und sich nicht der Gefahr aussetzen sollen, mit Beschützern von Damen eigentümlicher Sorte Bekanntschaft zu machen. Auch das noch!

Harald führte den fortwährend über seine Ermordung perorierenden Püster zu einer Droschke; sie holten einen Arzt, und der Mißhandelte wurde ins Bett gebracht. Der Radmantel hatte oben genützt, aber die Beine waren schlimm überstriemt.

Am nächsten Morgen fand Harald den Sänger halb Helden, halb Hiob.

Es war großartig, wie Leopold seine Verteidigung erzählte. Dem einen Kerl müsse er den Backen eingetreten haben.

Mittlerweile kam ein Theaterdiener herein und überbrachte eine Botschaft. Auch dieser mußte natürlich alles hören. Es fiel Harald auf, wie absonderlich der Mensch sich dabei benahm: erschrocken,

verlegen und dann in übertriebenem, ergötzten Staunen über die des ehrlichen John Falstaff würdigen Heldenthaten gegen vier Riesen. Es war ein schlanker, sehniger Mensch mit einem kecken, verschmitzten Gesicht. Auf seiner Backe war die Haut abgeschürft. Bald hatte er sich gefaßt und schwadronierte gewaltig. O, wenn er nur dazugekommen wäre! Ihm wäre keiner ausgekommen. Einer von den Halunken hätte daran glauben müssen!

„Dann ist wohl aus dem Stelldichein nichts geworden, Herr Leopoldi?“ grinste er. „Oder doch? Wie kamen denn Sie überhaupt in die fremde Gegend und zu dem Radmantel?“

„Unsinn! Was schwatzen Sie, Innocenz?“

„Und der Herr sind darüber hinzugekommen?“ fuhr der Diener fort, Harald lauernd mit einem Fuchsgesicht, das ein Schafsgesicht sein sollte, betrachtend.

Mittlerweile war in diesem ein seltsamer Verdacht aufgestiegen. Gestern morgen, als er in seinem Radmantel aus dem Hause ging, hatte er diese Gaunervisage gesehen. Der Kerl hatte auf dem jenseitigen Trottoir gestanden, ihn aufmerksam betrachtet und war ihm eine Zeitlang nachgegangen. Als Harald um den weiter schwatzenden Diener herum-

ging, sah er, daß dessen Rockschoß von der einen Tasche aus glatt durchgeschlagen war und ein Knopf fehlte. Er griff in seine Tasche, der mitgebrachte Metallknopf stimmte genau zu denen des Theaterdieners.

Ihm war alles klar.

„Haben Sie keine Ahnung, Herr Innocenz," sagte Harald, „wer die Strolche gewesen sein können, oder wer sie gegen Herrn Leopoldi kann gedungen haben?"

„Wie sollte ich? Keine Ahnung, keine Ahnung! Wie sahen sie denn aus?"

„Der eine schien mir gewaltig groß, der andere warst Du, infamer Halunke!" und Harald gab dem Kerl ein paar Ohrfeigen, daß er gegen die Wand taumelte, wonach er wie besessen zur Thür hinausstürzte.

„Bist Du von Sinnen?" schrie der Tenor im Bett.

„Der Mensch hat Dich mit einem Helfershelfer geprügelt. Hier ist der Knopf, den ich abschlug, und sein Rock ist noch nicht genäht. Du hast ihn richtig ins Gesicht getreten."

„Nicht möglich!" rief Leopold aus dem Bett springend.

„Und warum?“ fuhr Harald zornig fort, „warum hast Du meinen Hut und Mantel geliehen? Zu einem Stelldichein? sagte der Wicht. Das war der kranke Chorist? In meinen Kleidern bringst Du mich in schlechten Ruf? Verdient hast Du die Schläge, Du abscheulicher, unverbesserlicher Püster!“

Leopold war blaß geworden, stotterte, log, schwor — aber plötzlich bekam er einen glühroten Kopf: ein Licht war ihm aufgegangen! Er sprang wie ein Besessener mit seinen nackten Beinen im Zimmer herum. Man hatte ihn in Haralds Kleidern für Harald gehalten! Diesem hatte der Überfall gegolten! Für Harald hatte man ihn „totgeschlagen!“ Er tobte, er raste.

Er war in Bosheiten nicht dumm.

„Ich habe die von dem jammervollen Turt bestochene Schmierfeder Schozdi in Verdacht gehabt, weil der Lump neulich fürchterlich verhauen worden ist, aber dies galt Dir, und Giuseppa hat es veranstaltet! O! O! Und ich muß für Eure Dummheit leiden! Für Dich werde ich von dem wütigen Weib massakriert! Für Dich läßt sie mir Arme und Beine abschlagen!“

„Komme Du mir wieder, meine Kleider zu leihen,“ zürnte Harald.

„Ein Narr werde ich sein! Ich überliefere Giuseppa und die Halunken den Gerichten! Man hat mir meine Stimme verschlagen. Nicht hunderttausend Thaler können sie mir ersetzen. Das italienische Mordweib muß dafür aufkommen; ihr Marchese Ranudo muß für sie zahlen. Das ist eine Bagatelle für ihn. Und dieser Innocenz — ha — ha — ha!" Der Püster erwürgte ihn in Gedanken, kreisend in Wut- und Rachegedanken. Aber parturiunt montes . . .

Meister Innocenz war unter vier Augen sehr frech gegen Herrn Leopoldi und bedauerte, daß er bei einer Anklage sich über verschiedene intime Geschichten des geehrten Herrn werde aussprechen und auch werde verraten müssen, daß er sich des Auftrages gegen Herrn Redakteur Schozdi doch zur großen Zufriedenheit des Herrn Leopoldi entledigt habe. Daß er ihn in Doktor Winfrieds Kleidern nicht erkannt habe und nicht habe erkennen können, weil man ihm sogleich, ganz wie dem Schozdi, den Hut über die Augen gezogen habe, dafür könne er doch nicht. Ja, Innocenz beschwerte sich, daß der Sänger ihm mit dem Fuße einen Stoß ins Gesicht gegeben habe, als er, durch die bekannt klingende Stimme zweifelhaft

geworden, sich über ihn gebückt habe, zu sehen, wer es sei.

Herr Innocenz mußte sogleich als Theaterdiener springen, erschien dafür aber in der Livree des Marchese Don Aurelio: eine Bestätigung des Verdachtes gegen Giuseppa.

Zufälligerweise wurde an demselben Abend in einem anderen Stadtviertel ein Mann in einer Rauferei so schwer am Kopfe verletzt, daß er noch auf dem Transport ins Krankenhaus verstarb. —

Das ergänzte herausgegebene Werk des verstorbenen Freundes brachte Herrn von Wiwurk große Anerkennung. Sonderbarerweise legte er in der letzten Zeit großes Gewicht auf die Anerkennung der früher von ihm befehdeten Konservativen, ja er trat mit dem Projekt eines sehr wenig liberalen Essays hervor, dessen Spitze sich gegen Preußen kehrte. Mit Mühe konnte ihm Harald diesen Plan ausreden, das heißt, mußte ihm schließlich bedeuten, daß er sich dafür einen anderen Mitarbeiter suchen müsse. Harald bat und stellte vor, wie Herr von Wiwurk dadurch mit seiner ganzen Vergangenheit breche, aber dieser setzte ihm nun in langer Rede auseinander, daß man sich jetzt in dem Mode werdenden Freisinn nicht überstürzen dürfe und sich gegen die konservative, sonst

von ihm reaktionär genannte Partei conciliant betragen müsse. Die Vorgänge in Preußen erheischten Wachsamkeit: das Gegenteil von dem, was dort geschehe, sei stets für die anderen deutschen Staaten geraten. Gerade er, der liberale Führer und Märtyrer der guten Sache, müsse für den deutschen Liberalismus als getreuer Eckart auftreten.

Herr von Wiwurk gab schließlich nach, aber war augenscheinlich verstimmt und pikiert. Er frequentierte plötzlich Kreise, die er früher perhorresziert, und warb um die Gunst von Männern, die er früher politisch verdammt hatte. So zum Beispiel verkehrte er mit dem in der Stadt eingetroffenen, als starren Reaktionär bekannten Fürsten Huchenborn.

Es war kein Zweifel: Herr von Wiwurk erwartete in eine hohe Stellung berufen zu werden, und wollte nicht bloß mit anderen Parteien Fühlung gewinnen, sondern war bereit, in das andere Lager überzugehen.

Fürst Huchenborn! Von Herrn von Kaff hatte Harald die gewünschte Aufklärung über die Damen im Konzert erhalten: die junge Dame hieß Roswitha von Tannen und war die Enkelin des Fürsten. Ihre Mutter hatte gegen den Willen ihres Vaters, des Fürsten, einen österreichischen Offizier, den Sohn eines

geadelten Bergwerksbesitzers, geheiratet. Herr von Tannen hatte nach dem Tode seines Vaters die militärische Carriere aufgeben und das Bergwerk übernehmen müssen, aber mit solcher Einsicht und Glück es geführt, daß er seiner einzigen Tochter Roswitha ein sehr großes Vermögen hinterließ. Die Doppelwaise hatte jetzt ein paar Jahre bei einem Freunde ihres Vaters in England verlebt; nun war sie auf Verlangen des Großvaters, nach längerem Bedenken ihres Vormundes, zu demselben geschickt worden. Aber alles sei betreffs ihrer von ihrem Vater testamentlich so verklausuliert, daß der Fürst gar keine rechtliche Macht über sie habe.

War Herr von Wiwurk gegen Harald verstimmt, so war Herr von Sperillow gegen ihn gereizt. Er war mit allem unzufrieden, was Harald that, auch mit dem, was er selbst ihm eifrig angeraten hatte. Früher hatte er ihn gescholten, daß er sein Licht unter den Scheffel stelle, jetzt knurrte er über Haralds lächerliche Eitelkeit, Einladungen in die vornehme Gesellschaft anzunehmen und sich von den Weibern als Tänzer bewundern zu lassen. Er überhebe sich. Und dann: diese Airs von jupiterhafter Gelassenheit und gelehrtem Hochmut seien unerträglich. — Nämlich für gewöhnlich ließ Harald Sperillows Knurren und

Schelten ruhig über sich ergehen; bestritt er jedoch Behauptungen desselben, so wollte er alles besser wissen; schwieg er, so war das dünkelhafte gelehrte Arroganz.

Er konnte es eben dem ärgerlichen Manne nicht recht machen, weil dieser merkte, daß Harald ihm etwas verschwieg. Und welche Gedanken und Gefühle ihm Kopf und Herz bewegten, konnte er doch dem höhnischen Menschenfeind und Verächter aller Ideale nicht verraten! Aber Sperillow wurde darüber eifersüchtig irritiert und nannte Harald undankbar. Er trat damals auch, seiner früheren Urteile ungeachtet, mit dem aufgehenden Gestirn Herrn von Wiwurk in näheren Verkehr. Natürlich sprachen die beiden Herren auch über Harald, und dieser, der allerdings keine Ahnung davon hatte, wie Sperillow über ihn räsonnierte, hätte sagen können: „Herr, beschütze mich vor meinen Freunden.“

Im Gegensatz dazu hatte Harald das Glück, Herrn von Sperillow in einen Ausschuß zu empfehlen, der einen adligen Namen unter sich aufweisen wollte.

Herr von Wiwurk gab ein großes Fest, zu dem er eine verheiratete Schwester berief, um die Honneurs zu machen. Doktor Winfried und Herr von Kaff, der noch einen Oberlieutenant von Frischebor heran-

zog, hatten die Geschäfte und waren die Festleiter.

Harald schlug das Herz, als auch Fräulein von Tannen mit ihrem Großvater erschien, leider auch in Begleitung des Marchese. Fürst Huchenborn that, als ob er Harald nicht wiedererkenne. Sperillow belehrte diesen, daß der Marchese der Sohn einer Freundin des Fürsten und augenscheinlich ihm die Hand von dessen reicher Enkelin bestimmt sei.

Harald hatte an dem Festabend mehrfachen Verdruß durch Herrn von Frischebor, der sich gegen ihn wie gegen einen Untergebenen benahm. Sein Bemühen, einem Konflikt mit dem gegen ihn so hochmütigen wie groben Herrn auszuweichen, steigerte nur dessen Befehlshaberwesen. Es kam eine Damentour. Der Marchese wollte seinen Chapeau claque beiseite legen. Angesichts von Fräulein von Tannen rief Herr von Frischebor Harald zu: „Sekretär, nehmen Sie den Hut!“ und der Marchese hielt Harald den Hut hin. Dieser sagte lächelnd: „Ich danke, Oberlieutenant, selbst ist der Mann.“ Weiteres konnte jetzt nicht erfolgen, denn im nächsten Augenblick legte Fräulein von Tannen ihre Hand auf Haralds Arm und schwebte mit ihm davon.

Die Wut der beiden zurückgebliebenen Herren

war unsagbar. Beide waren dabei überzeugt, daß Fräulein von Tannen sich in ihrer Schüchternheit versehen und den Sekretär und den Marchese verwechselt habe. Oder — hatte sie das Benehmen beider gewahrt und durch ihre Aufforderung dem Doktor Winfried eine Sühnung geben wollen? Dann um so schlimmer.

„Jetzt hilft ihm nichts mehr,“ knirschte Herr von Frischebor. „Jetzt muß der Feigling dran.“

„Feigling?“

„Jammervoller. Zwar Fechtbodensimpel, aber notorischer mensurscheuer Hasenfuß.“

„Wann sind Sie morgen zu sprechen?“ so trat Herr von Frischebor auf Harald zu, sobald der Tanz beendet war. „Ich werde Sie im Auftrag des Marchese Don Aurelio besuchen. Sagen Sie mal, was sind Sie eigentlich neben dem Privatsekretär? Liederdichter? Oder Komödienschreiber? Oder was für ein Litterat?“ Und Herr von Frischebor stemmte seine beiden Arme in die Seiten und wiegte sich lächelnd in den Hüften.

Der größere Harald schaute gelassen auf den breiten herkulischen Herrn herunter. „Ich habe noch keine Komödie geschrieben, aber werde jetzt vielleicht eine solche mit einem miles gloriosus als Haupt-

person versuchen. Bramarbas besagt dasselbe, Herr von Frischebor."

„Herr—rrr —" schnob dieser.

„Ich bin morgen früh bis zehn Uhr zu Hause."

Am nächsten Tage erhielt Harald eine Forderung auf Degen und eine auf Säbel. Er hatte keine Einwendungen.

Wenn der Marchese, ein ganz guter spadaccino, erwartet hatte, daß der Deutsche nicht auf Stoß fechten könne, so hatte er sich geirrt. Hochtrabend hatte er renommiert, er werde den großen deutschen Büffel kurzweg als Espada abstechen, aber Harald war ihm weit überlegen, und da der eingebildete Marchese Schonung mißverstand und immer rücksichtsloser eindrang, mußte Harald zu seiner eigenen Sicherheit den Gegner durch einen Stich in den Arm kampfunfähig machen. Er hätte ihn ebensogut durch und durch rennen können, wozu er schließlich sich fast gereizt fühlte.

Das Duell mit Herrn von Frischebor hatte von Anfang an einen reckenhaft erbitterten Charakter. Dieser gewaltige und gefährliche Gegner drang und schlug auf Harald ein, als ob er ihn in zwei Stücke spalten wollte; aber der mit Recht ergrimmte Harald machte kein Federlesen und zeigte dem Kampfhahn,

daß er seinen Meister gefunden habe. Seine Körpergröße und Länge des Arm ausnutzend, hieb Harald bei der ersten Blöße Frischebor über den Kopf — der Kampf war zu Ende; da lag der wütende Held am Boden und kam kaum mit dem Leben davon.

Es gab noch ein weiteres Nachspiel.

Der Triumph sollte Harald nun einmal verleidet werden.

Der Komponist lud Harald ein zu einer kleinen Feier am Stammtisch. Keiner hatte den stets friedfertigen Mann für einen zu fürchtenden Gegner gehalten und hatte man ihn schon für besiegt und geschlagen, ja für verloren erachtet. So wollte man nach dem Theater zusammenkommen und ihn als Sieger begrüßen.

Etwa ein Dutzend Bekannte fanden sich ein. In demselben Zimmer hatten drei Herren der jeunesse dorée an einem anderen Tische Platz genommen, in diesem Lokal sonst ungekannte Gäste.

Nebenan war ein Zimmer belegt von Herren und Damen eines amerikanischen Cirkus, die Abschied mit Freunden und Bewunderern feierten; um Mitternacht wollte die Gesellschaft mit Extrazug abreisen.

Harald hatte sich in den letzten Zeiten nicht um Kunstreiter gekümmert und nur gehört und ge-

lesen, daß ein neuangekommener Neger als Herkules und Forcereiter Furore mache.

Man saß in einfach heiterer Weise beisammen, denn Harald hatte sich jede besondere Ovation verbeten, bis die Herren von der Kunstreiterei sich durch Ungezogenheiten bemerkbar zu machen anfingen. Statt durch einen anderen anstoßenden Raum, gingen sie beständig durch das Stammtischzimmer und stießen wiederholt gegen den Stuhl des Komponisten, der präsidierte.

Dieser ließ den Wirt rufen, aber der Wirt bat ängstlich, lieber den Platz freizulassen, als mit der angetrunkenen, aufgeregten und bald abziehenden Gesellschaft in Streit und Unannehmlichkeiten zu geraten.

Während er dies noch auseinandersetzte, trat ein Mohr, eine gewaltige, herkulische Gestalt, ins Zimmer, überschaute die Gesellschaft und gab dem kleinen, eben aufstehenden Komponisten einen Ruck mit dem Ellenbogen, daß er Harald, der neben ihm an der Wand und von dieser gedeckt saß, auf den Schoß flog.

Mit dem Eintreten des Negers hatte sich die Thür mit grinsenden und lachenden, erwartungsvoll

dreinschauenden Zuschauern der Kunstreitergesellschaft gefüllt. Daß hier Unfug geplant wurde, war klar.

Alle waren aufgesprungen — Harald sogleich in der Boxerauslage, denn er hatte instinktiv aus den Blicken des Negers ersehen, daß ihm eigentlich dieser Angriff gelte. Mit einem Ausruf der Überraschung und des Zornes warf er Arme und Fäuste vor gegen den gewaltigen Gegner, der wie zum Ansturm sich zusammenduckte, aber plötzlich hochaufgerichtet zurücktrat, mit einem Fluch auf den Lippen. Harald rückte gegen ihn an, der Neger wich weiter zurück, die beiden mächtigen Kämpfer sich mit immer größeren Augen anstarrend.

Plötzlich that der Neger einen gellenden Schrei, warf die offenen Hände in die Höhe und schrie: „Jüngschen, Jüngschen! Harald, büst Du dat?“

Und Harald rief: „Cäsar, Cäsar, mien leve Jung, büst Du dat?“

Und dann lagen sich die beiden Männer in den Armen.

Unter dem Tumult der erregten und staunenden Zuschauer hielten sie ein hastiges, wildes Zwiegespräch. „Herr Gott, ich muß zur Bahn — schreib mir — Good night rascals!“ rief der Neger, sprang an den Tisch der drei Herren und schlug eins — zwei

— drei — jeden ins Gesicht, daß es knallte, und — war zur Thür hinaus.

Die Herren hatten gehört, daß der Komponist Harald eingeladen habe und hatten den Herkules gedungen, um Harald niederzuboxen. Jetzt konnten sie, die sich den Spaß hatten ansehen wollen, dem Neger nachpfeifen, Cäsar, dem Kru-Knaben, dem Schiffsjungen und Freund der beiden Brüder.

Der Cirkus ging nach Amerika zurück.

Zehntes Kapitel.

„I'll not fight with thee —“
„Then yield thee, coward —“
Lay on
And damn'd be him, that first cries:
hold enough!
Shakespeare: Macbeth.

Man fand es in gewissen Kreisen sehr unpassend, daß Doktor Winfried beim Feste seines Chefs, aus Haß wegen der treulosen Sängerin, mit dem vornehmen Gaste Streit angefangen habe, und des weiteren, daß er, das bisherige Schafskleid abwerfend und sich als Wolf enthüllend, in Tänzereifersucht den Herrn von Frischebor fast tödlich verwundet hatte. Man nannte ihn sittenlos, einen gefährlichen Heuchler und rachsüchtig brutal.

Wohl hatte Harald auch Fürsprecher und Bewunderer und Bewunderinnen, doch in der Gesellschaft war er ein homo novus und stand unten an und hatte das jetzt zu empfinden.

Er war jetzt sehr unzufrieden mit sich, daß er Herrn von Wiwurks Überredung nachgegeben hatte und in seiner Stellung geblieben war. Doch was sollte er thun? Er hatte nur nach Ehre und Pflicht gehandelt. Anderenfalls hätte man ihn als Feigling ausgestoßen. In der einzigen Form, die gegen Unverschämtheit gültig ist, hatte er sich gewehrt; sollte nun er dafür sich wie ein Schuldiger zurückziehen? Er legte sich die Frage vor, da er zum Ball einer sehr reichen und als Mittelpunkt frommer Kreise berühmten Frau von Goldall eingeladen war und die Einladung angenommen hatte. Er ging . . .

Er kam übel an. Als er die Herrin des Hauses begrüßte, empfing sie ihn sehr steif und that als ob sie erschaudere — und richtete an ihn kein Wort. Verschiedene Personen thaten, als ob sie ihn nicht kannten; auch Frau Ethelka zählte zu denselben. Und nun kam auch noch Herr Richard, der Komponist, seinerseits voll Entrüstung. Herr Leopoldi, der mit anderen Künstlern und Künstlerinnen zu dem Intermezzo einer musikalischen Unterhaltung geladen war, weigerte sich, ein Lied Richards mit Text von Harald zu singen. „Denken Sie, der dumme Mensch sagt, das sei ihm verboten.“ — „Das kann ich bestätigen,“ sagte Sperillow, der bisher Harald vermieden hatte,

aber jetzt mit unheilverkündender Miene herantrat. „Sie hier auf diesem Rout? Sie wären auch besser zu Hause geblieben, als sich hier in Ihrem Triumphe zu zeigen."

„Wieso?"

„Sie hätten wissen sollen, daß Frau von Goldall dies Fest hauptsächlich zu Ehren des frommen, edlen Marchese gegeben hat. Und nun stechen Sie ihre Hauptperson nieder und verderben damit die ganze Fête. Und — töten nur beinahe ihren Vetter, Vortänzer und Ballarrangeur. Hätten Sie Frischebor gleich ganz totgeschlagen, hätte Frau von Goldall Ihnen von Grund ihres Herzens gedankt, daß Sie sie von diesem schrecklichen Blutsauger am Geldbeutel befreit hätten, aber so machen Sie ihr nur noch weitere Kosten und sie ist empört über Sie und fragte mich eben, wie ein Mensch von solcher sittenlosen Vergangenheit, in betreff Schauspielerinnen, nur wagen könne, ihr frommes Haus zu betreten."

„Aber der Marchese?" fragte der Komponist,

„Der Marchese? — Der Marchese ist ein Tugendspiegel, den die Welt dafür bewundert, wie treu er an seiner Milchschwester Giuseppa hängt. Er hat sie von einer Straßensängerin zur Diva ausbilden lassen — aus Bruderliebe, Frömmigkeit und

ernstem Kunsteifer. Er war empört, daß sie durch den Doktor Winfried eine Zeitlang gesunken ist und bildet sie jetzt wieder zu einer frommen Dame um; sie geht, seit er hier ist, fleißig in die Kirche und kann noch heilig werden. Aber wie gesagt . . ."

„Ich habe genug gehört, Herr von Sperillow," sagte Harald. „Aber wenn Sie mir heute mittag einige Winke gegeben hätten, wäre ich Ihnen dankbar gewesen."

„Man muß junge Herren, die doch alles besser wissen und auf niemandes Rat hören, in ihrer Eitelkeit nicht stören. Übrigens morgen feiert Herr von Kaff Hochzeit. Adieu."

Harald verließ sogleich das Fest und gab im Restaurant Nachricht, daß er bis auf weiteres dort nicht essen werde. Er ersah hier in der Abendzeitung, daß sein Chef, den er am Tage nicht gesehen hatte, auf einen hohen Staatsposten in X. berufen sei.

Als Harald am nächsten Morgen auf sein Bureau kam, empfing ihn der Diener mit betrübtem Gesicht und teilte ihm mit, daß der Herr Minister auch heute verhindert sei, zu erscheinen, aber auf dem Schreibtische nähere Benachrichtigung liege.

Harald ahnte sein Schicksal beim Anblick eines

großen, versiegelten Briefes, aber seine schlimmsten Befürchtungen wurden übertroffen.

Und so schrieb die Excellenz, die früher herzlich über Haralds Bändigung der tollen Giuseppa gelacht und erklärt hatte, daß er ihn beneide und daß er ihn früher für einen Duckmäuser gehalten habe!

Herr von Wiwurk erklärte sich aufs tiefste beleidigt, weil Harald sich herausnehme, ihm seine politischen Ansichten diktieren zu wollen. Dies sei nicht bloß Undankbarkeit und Überhebung, sondern Schlimmeres. Schon diese Anmaßung schließe aus, daß er Harald zu der Stellung berufen könne, für die er ihn früher ins Auge gefaßt habe. Des weiteren habe auch sein Betragen in den letzten Zeiten — Liaison mit einer Schauspielerin, skandalöse Duellhändel und Raufscenen — es unmöglich gemacht, ihn zu einer Staatsstellung vorzuschlagen, die das höchste Dekorum verlange. Auch die früher in ihm vorausgesetzte Verschwiegenheit scheine durch das wilde Leben in jüngster Zeit durchlässig geworden zu sein, wie er leider aus Unterredungen mit nahen Bekannten Haralds ersehen habe. Somit kündige er das Verhältnis. In einer Nachschrift stand: „Ich will nicht ganz vergessen, daß Sie lange mein treuer Mitarbeiter gewesen sind. So wünsche ich Ihnen alles Gute

auf Ihrem weiteren Lebensgange. Wenden Sie sich dorthin, wohin Ihre politische Überzeugung Sie zieht. Ich allerdings halte ein liberales Preußen gefährlicher für die deutschen Liberalen und Deutschlands Wohl, als es das reaktionäre Preußen war. Leben Sie wohl."

Da saß Harald. Sein Schiff war gestrandet. Er hatte die letzten Jahre sich für andere gemüht und nichts für sich gearbeitet. Seine größeren, mit Eifer und Freude durchgeführten, mühevollen Arbeiten gingen nicht unter seinem Namen. Mit dem Schreiben in der Tasche ging Harald heim.

Unterwegs traf und stellte ihn der in Begleitung eines fremden Herrn heranwandelnde Sperillow.

„Nun, kommen Sie so früh schon von Ihrem Bureau? Sie haben sich übrigens in letzter Zeit sonderbare Manieren angewöhnt, Herr Doktor Winfried. Man verläßt seine Tischgesellschaft nicht in solcher Weise. Sie scheinen mir jetzt mit Leuten umzugehen, die bessere Lebensart wenig kennen. Herr von Wiwurk machte mir eine ähnliche Bemerkung über Sie."

„Ich habe mir neulich schon diese Sprache verbeten," erwiderte Harald. „Auch Herr von Wiwurk hat so geredet? Er schreibt, daß er aus Unterredungen mit Bekannten von mir die Verletzung

meiner amtlichen Verschwiegenheit gewahrt habe. Ich möchte wissen, welche Schwätzerei ihn zu dieser ehrenrührigen Anschuldigung verleitet hat."

„Sind Sie bei Trost?" brauste Sperillow auf, dunkelrot erglühend. „Da muß Ihnen wohl der Kamm niedergelegt werden. — Gut, gut. Auf Wiedersehen an anderem Orte."

Er forderte Harald auf Pistolen, bis einer kampfunfähig sei.

Harald traf seine letzten Verfügungen in der Voraussicht, daß er von dem Duell nicht zurückkehren werde.

Er war ernst und gefaßt; sein Unglück half ihm, dem Schlimmsten gelassener entgegenzusehen. Sperillow hatte ihm hundertmal gesagt, daß er, einmal auf der Mensur, niemand schone und keine Rücksichten auf etwa frühere Verhältnisse kenne. Sperillow war ja übrigens darin keine besondere Ausnahme: in der Gelehrtenwelt kannte Harald ähnliche Raufer, die im gelehrten Streit, auch mit früheren Freunden und über Lappalien, um kein Haar besser waren.

Sein Sekundant berichtete ihm warnend, daß Herr von Sperillow sich in eine wahre Wut hineingetobt habe und zeigen wolle, wie man mit einem

Menschen umspringe, der auf seinen Stiernacken und seine Stierkräfte bisher getrotzt habe. Er riet, Harald möge sein Bestes thun und keine Schonung erwarten.

Es war ein trüber, häßlicher Morgen, als die beiden Männer sich in einer Waldlichtung gegenüber traten.

Herr von Sperillow war merkwürdigerweise höflich, heiter und liebenswürdig und als die Sekundanten und der Unparteiische eine Vermittelung vorschlugen, zu der Harald sich ruhig und einfach bereit erklärte, lehnte er diese nicht schroff, sondern nur wie in scherzender Bonhomie ab, daß man jetzt, wo man nach allen Anstalten sich gegenüberstehe, die Pistolen auch abknallen müsse.

Jeder dachte, daß nur die Form gewahrt werden solle. Harald traute Sperillow nicht, aber es widerstrebte ihm bei dessen Betragen noch mehr, in tödlicher Absicht auf den Mann zu schießen, mit dem er wie kein anderer so lange Zeit vertraut umgegangen war.

Er hatte den ersten Schuß . . . Hätte er nur vor des eitlen Gegners tödlicher Sicherheit Furcht gezeigt und sich sogleich demütig zur Abbitte bereit erklärt! So schäumte Sperillow innerlich über Haralds dummen Hochmut.

Zielen? Tödlicher Ernst? Nein ... Harald schoß in die Luft.

Aber urplötzlich war auch Sperillows Gebaren verwandelt. Sich hoch aufrichtend mit bösem, stechendem Blick und gespannten Gesichtszügen hob er die Pistole. „Eins! — Zwei" — Harald sah in den Lauf und wußte sich verloren. — Da krächzte ein Rabe auf einem nahen Baume — „Drei!"

Der Schuß fiel: Harald stand unverletzt.

„Verdammter Rabe! Sonst läge der Narr jetzt tot vor meinen Füßen!" schrie in Wut sich vergessend Sperillow und schleuderte die Pistole auf den Boden. Abergläubisch gegen Raben und Heherkrächzen, hatte er nervös zusammenfahrend beim Abdrücken gezuckt.

Wie er es gemeint hatte, bewies Haralds durch den Schuß gestreifter Rock.

Aber nun überkam auch Harald der heiße Zorn. Sperillows gutmütiges Benehmen war Perfidie gewesen! Am liebsten wäre Harald hingesprungen und hätte dem Duellmaniaken die Pistole um den Kopf geschlagen.

Zugleich war aber auch diesem der Schrecken über seine Roheit und Unvernunft gekommen ... Harald war wieder am Schuß und er selber hatte ihn eingeschossen! Verwirrt bat er seine letzten Worte

als nicht gentlemanlike ab und bedeutete seinem Sekundanten, daß er die Sache gerne als erledigt ansehen werde. Er sei, gerade weil er den Doktor Winfried so lange Zeit als einen Freund geschätzt und beraten habe, so erbittert über denselben geworden.

Harald schüttelte zu den ihm gehaltenen Reden nur mit dem Kopf.

Wieder traten die Gegner einander gegenüber.

„Das verdammte Rabengekrächze macht mich noch verrückt. Bitte, führen Sie mich an meinen Stand; ich fühle Schwindel," flüsterte Sperillow seinem Sekundanten zu. Er konnte seine Aufregung nicht verbergen, zitterte an allen Gliedern und bot einen kläglichen Anblick.

Harald sah es und wurde im letzten Augenblick versöhnlicher . . .

„Eins — zwei — drei!" — Knall und Fall lag Herr von Sperillow in seinem Blut auf dem Boden.

„Sie haben ihn erschossen!" riefen die Zeugen.

„Ich habe nur nach seinem Arm und nicht nach dem Herzen gezielt," sagte Harald. „Aber wenn er wieder aufsteht und mir nicht schriftlich Abbitte thut, werde ich ihn mit voller Überzeugung wieder niederschießen."

Vorderhand stand Sperillow nicht wieder auf. Der Arzt bestätigte, daß der Arm durchschossen sei, aber die Kugel war noch in den Oberkörper gedrungen und wurde daheim erst nach langer Mühe herausgebracht. Die erste Nachricht, die Sperillow, wieder zu sich gekommen, empfangen konnte, war, daß er durch Haralds Empfehlung die einträgliche Sinekure bei der Gesellschaft erlangt habe . . .

In betreffenden Kreisen war große Freude über Sperillows Niederlage und die Nachricht, daß er wahrscheinlich nie mehr eine Pistole werde halten und heben können. Man atmete auf, von der Furcht vor ihm erlöst zu sein, und ergoß sich jetzt in Verachtung über die von ihm bewiesene Unpassenheit und Feigheit. Insoweit war man Harald dankbar. Sonst freilich erging es diesem schlimm. Er hatte sich ja selbst als gefährlich gezeigt. Skandale! Refüsiert in der Gesellschaft! Drei Duelle hintereinander! Zerwürfnisse und Entlassung bei Herrn von Wiwurk! Ein Mensch ohne Rang, Stellung, Vermögen! Was ließ der sich einfallen! . . .

Vor Gericht, das sich des Pistolenduells bemächtigte, schilderte ihn der Ankläger als einen lange Zeit Gutmütigkeit und Großmut simulierenden Löwen, der umginge, wen er verschlinge, als einen sonder-

baren Herrn, der mit Cirkusnegern Duzbruder sei und als einen brutalen Bonvivant, der Schauspielerinnen und Herren und Damen auf der Promenade zum Tod erschrecke, indem er Personen aus dem Fenster halte; sein Verteidiger dagegen pries ihn als das Lamm an der Quelle, das von reißenden Wölfen verfolgt werde.

Das Ende vom Liede war, daß Doktor Winfried zu sechs Monaten Festung verurteilt wurde.

Herr von Kaff, der glückliche Gemahl der Millionärstochter, erhielt von Herrn von Wiwurk das Harald zugedachte Amt.

Herr von Sperillow genas, aber sein rechter Arm blieb lahm. Leider schoß er auch mit der linken Hand gut, doch nicht so unfehlbar sicher. Auch munkelte man, er habe seit der letzten Mensur seine Duellantenkaltblütigkeit und Schneide verloren und sei schon bei der bloßen Erinnerung nervös. Infolgedessen wurde er nicht mehr so wie früher als ein noli me tangere behandelt; man benahm sich gegen ihn kühler und je nachdem ablehnend. Dieser gesellschaftliche Niedergang, für den er sich nicht mehr zu rächen wagte, wurde für Herrn von Sperillow das schlimmste Fegfeuer; er war halb toll vor Kränkung und ohnmächtigem Ingrimm,

indem er sich mit seinen erschütterten Nerven selbst verfluchte, bis er sich mit ganzer Energie auf Politik und Nationalökonomie, das heißt auf Börsengeschäfte warf und nicht bloß in seiner betreffenden Gesellschaft ein thätiges Direktionsmitglied wurde, sondern auch privatim sich hervorthat und seine geistige Superiorität über gewöhnliche Sterbliche dadurch bethätigte, daß er Effekten an- oder verkaufte, wenn andere kluge Leute das für höchst gefährlich hielten.

Merkwürdigerweise sprach er von Harald jetzt mit großer Achtung — was man ihm allerdings auch noch als Furcht auslegte — und bedauerte nur, sich nicht erklären zu können, was dem früher so wohlerzogenen jungen Herrn den Kopf verrückt habe. Übrigens, als man hörte, daß Herr von Sperillow kurz nacheinander ein paar große Erfolge an der Börse gehabt habe, vergaß man die letzten bösen Nachreden, und der zwar noch immer maliziöse, aber nicht mehr rücksichtslos beleidigende Mann, der niemand mehr auf die Füße trat, war in der Gesellschaft retabliert.

Elftes Kapitel.

Krup ünner, krup ünner,
De Welt is di gram.
Niederdeutsches Sprichwort.

So saß Harald Winfried auf der Festung.

Er erhielt hier das Angebot, nach seiner bald in Aussicht stehenden Begnadigung eine bedeutende Bibliothek in Berobrunn in Ordnung zu bringen, die er par renommé kannte und von der er wußte, daß in derselben sich alle historischen Werke befanden, die er für seine Habilitationsschrift brauchte.

Er nahm den Antrag an und verpflichtete sich für drei Monate; Arbeit in ländlicher Ruhe, Gebirg, Wald, See sollten die schlimmen Enttäuschungen und Aufregungen der letzten Monate vergessen machen.

Nach acht Wochen Festungshaft begnadigt, reiste er zu seiner neuen Thätigkeit ab.

Das Kloster Berobrunn am gleichnamigen Gebirgssee war im Anfang dieses Jahrhunderts vom

Staat eingezogen und von einem Hofgünstling um Spottpreis erstanden. Es blieb im Besitz von dessen Nachkommen, die es verwahrlosten und verpachteten, bis ein reicher Herr aus Mitteldeutschland es kaufte. Man fand auf den Dachböden und in den Dachkammern große Haufen von Büchern aus der alten Klosterbücherei, als der leerstehende eigentliche Klosterbau auf höchst nötige Ausbesserung untersucht wurde. Der neue Besitzer, reich, Junggeselle, Sonderling, Bücherfreund, war von dem gefundenen Schatz entzückt; er ließ Brauerei, Äcker und Wiesen wie bisher verpachtet, aber die alte Bücherei und eine Anzahl Zimmer zu eigenem Gebrauch im alten Stil herrichten; er kaufte ganze Bibliotheken von verstorbenen Specialforschern sowie Curiosa hinzu, reiste zu Auktionen und scheute keine Kosten, wurde darüber aber schließlich der reine Büchernarr, der, wenn er nicht auf Reisen sich befand, außerhalb der Klostermauern kaum zu sehen war. Er hatte mit der Zeit eine große, sehr interessante, und namentlich in Geschichte des Mittelalters erlesene Bücherei zusammengebracht.

In den letzten Jahren hatte er statt der verschiedenen Nachträge einen neuen Katalog anfertigen wollen und rastlos daran gearbeitet, die Bücher her-

ausnehmen und nach der neuen Ordnung zusammenlegen lassen, hatte geschrieben, neu numeriert und Zettel geklebt. Eines Tages ließ er sich ein prächtig in Leder gebundenes Riesenkatalogbuch bringen und schrieb mit seiner schönsten Kalligraphie, auf die er stolz war, auf das erste Blatt: „Meine Bücherei". Als er den letzten Schnörkel fertig hatte, legte er wohlgefällig die Tuschfeder hin, lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und hieß seinen Diener Michel ihm ein Glas frisches Quellwasser holen. Als Michel damit zurückkam, glaubte er, sein Herr sei eingeschlafen, aber als er herantrat, fand er ihn tot.

Die erbenden Neffen wollten Berobrunn mit oder ohne Bücherei verkaufen. Sie ließen das Kloster geschwind etwas herrichten, um besseren Eindruck zu machen. Die kostbare Büchersammlung mußte jedenfalls katalogisiert und aufgestellt werden.

Doktor Harald Winfried fand Kloster, Dorf und See sehr schön. Das Gebirge tritt an die Südseite des Sees dicht heran und stürzt hier in verschiedenen prächtigen Felspartien ab.

Ihn empfing ein grauhaariger Diener, kurzweg nur der Michel genannt, obwohl er verheiratet und Familienvater war. Michel war mit einer Rente im Testamente bedacht und wohnte im Dorf.

Das Kloster bot übergenug Räume für den stattlichsten Herrensitz. Manches sah freilich sehr vernachlässigt aus; die ehemalige Kirche, einst durch Blitz abgebrannt, und mit Notdach eingedeckt, war eine Ruine und wurde als Magazin und Holzstall benutzt.

Unter Klagen um seinen verstorbenen Herrn geleitete Michel den neuen Bibliothekar in die Bücherei und zeigte ihm darin ein Chaos: Bücher in den prächtigen Eichenschränken und Gestellen, auf und unter den Tischen, in Haufen auf Teppichen am Boden, alles über und durcheinander — der wahre Augiasstall. Michels Litanei war, daß sein Herr zwei Jahre daran gearbeitet habe und nicht fertig geworden sei. Was der nicht gekonnt habe, könne niemand.

Auch Harald erschrak. Denn eine peinliche Registratorarbeit, wie sie hier verlangt wurde, war nicht seine starke Seite und überdies ihm ganz neu.

Aber er hatte großes Glück, denn als er die Papierstöße und Bündel in dem großen Schreibtische durchsuchte, fand er die vollständige Kladde des neuen, fertigen Katalogs.

Michel, eine treue Seele, ein Orakel an Weisheit, von unerschöpflicher Beredsamkeit und ebenso

großer Gutmütigkeit, aber kein Schriftgelehrter, wie er selbst gestand, dahingegen Zitherspieler und seiner Zeit Schuhplattler — Michel sah sein blaues Wunder, wie der große, schweigsame, aber freundliche Bibliothekar nun mit ihm das Chaos spielend bewältigte.

Trotzdem Harald dem Getreuen die Sache erklärte und jedes Verdienst ablehnte, blieb Michel dabei, dies als falsche Bescheidenheit zu erachten. Denn — woher kannte der Doktor von vornherein neue Bücher und alte Schmöker, wenn er sie kaum mit einem Blick angesehen hatte? Und wie sich nun in Schränken und Gestellen alles so geschwind reihte, da mußte Michel oft mitten in der Arbeit einhalten und sich kopfschüttelnd fragen, ob das mit rechten Dingen zugehe.

Büchermänner, die mit alten Folianten, Hexenbüchern und Zauberschriften Bescheid wissen, sind alle besondere Käuze. Dieser da, obwohl noch jung und ganz verschieden von dem verstorbenen Herrn, war auch einer. Obendrein war er ein „Lutherischer".

Michel beruhigte sich erst, als der katholische Dorfpfarrer des einsiedlerischen Doktors Umgang suchte und sich fleißig auf der Bibliothek einfand. Der Pfarrer studierte da, ohne üble Nachrede fürchten zu müssen, was ihn interessierte. Er war ein frisches,

freudiges Gemüt; Sohn armer Eltern, voll Lust und Fähigkeit zu studieren, mußte er Geistlicher werden ... Doktor Winfried erbaute sich Sonntags an seinen volkstümlich musterhaften und echt christlichen Predigten.

Auch die Dorfbewohner gewöhnten sich an den einsiedlerischen Gelehrten, den Schlittschuh- und Bergläufer, der, als das Eis auf dem See aufging, Ruderkünste trieb und, trotzdem die Fischer hier niemals segelten und ihn warnten, sich ein Segel machte und sich nicht in den Grund segelte. Die Männer und Burschen waren nicht einmal eifersüchtig auf seine Kräfte und Künste; er kam ja vom großen Meer und war überhaupt eximiert, forderte niemand heraus, ging niemand ins Gehege und betrug sich gegen jedermann freundlich. Bier trinken konnte er auch und darin seinen Mann stehen, wenn's darauf ankam. Und — Michel war sein Ruhmesapostel. „Das ist ein besonderer," sagte Michel.

Des Getreuen Bewunderung wurde maßlos, als der heiterer gewordene Doktor den Redseligen einmal aufforderte, ihm den Schuhplattlertanz vorzutanzen und dann, ihn den auch zu lehren. Und „Sakri! Sakri!" sagte Michel. „Er lernt's." Michel war ganz verbast über seinen gelehrigen, schnellfüßigen

Schüler. Nicht zu vergessen: dieser lernte auch juchzen.

Aus der Hauptstadt kam mehrmals der Anwalt der Erben angereist mit Herren, die sich das Klostergut auf Kauf ansahen. Wegen der Bibliothek gab es viele Verhandlungen und Schreibereien. Der Preis war so hoch, daß er gewöhnliche Käufer abschreckte. Aber die reichen Erben wollten auch nicht das Beste weggeben und das Gewöhnliche verschleudern. So zogen sie vor, noch zu warten.

An einem schönen Apriltage langte wieder nach voraufgegangener Benachrichtigung eine Gesellschaft an: diesmal der eine Erbe mit seinem Anwalt und eine Gräfin Georgine von Brunabeck mit Gefolge, bestehend aus ihrer Gesellschaftsdame, einem Anwalt und einem Arzt. Der letztere sollte die Baulichkeiten, Dorf und Umgegend auf ihre gesundheitliche Beschaffenheit prüfen.

Gräfin Brunabeck, eine hochinteressante aristokratische Erscheinung mit feinen, geistvollen, schönen, wenn auch etwas angegriffenen Zügen, war ganz Liebenswürdigkeit und nervöse geistige und körperliche Regsamkeit. Ihre Begleiterin, eine hohe schlanke Dame, war um so ruhiger und wurde um so zurückhaltender, speciell gegen den führenden Bibliothekar,

je mehr sich die Gräfin enthusiasmierte. Diese war von dem Kloster und seiner Lage, von dem Klosterhof, der romantischen Ruinenkirche entzückt, in den hergerichteten Zimmern und in der prächtigen, mit alten, restaurierten Deckengemälden geschmückten Bücherei begeistert. Alles so historisch, so stilvoll! Entzückend!

Der Arzt hatte gegen die Gesundheitsverhältnisse des Klosters — nachdem er Doktor Winfried und Michel befragt und beide ihn belehrt hatten — nichts einzuwenden und ging nun, in ähnlicher gründlicher Weise das Dorf auf Hygieine zu prüfen.

Die Gräfin durchwanderte unter Haralds Führung alle zum Kloster gehörenden Baulichkeiten, Brauerei mit Wirtshaus und so weiter bis zum Schiffhaus.

„Soll ich Sie ein paar hundert Schritt hinausrudern?“ fragte Harald. „Der Anblick vom See ist sehr schön.“

„Ach, ich fürchte mich so sehr auf dem Wasser,“ erwiderte die Gräfin.

„Da derfen S' Ihne net fürchten, gnädige Frau Gräfin,“ sagte der begleitende Michel. „Wenn der Herr Doktor rudert, hat's keine Gefahr. Der ist auf dem großen Weltmeer aufgewachsen.“

„Ach, wie interessant. Können Sie auch rudern wie ein wirklicher Gondolier?"

„Auch das," lächelte Harald.

„Der Herr Doktor kann alles," pries Michel weiter. „Der ist ein alter Kriegssoldat und fürchtet den Deibel nicht und schläft mutterseelenallein im Kloster."

„Ist das wahr, Herr Doktor? Sie kennen keine Furcht?"

„Ich bin kein Richard ohne Furcht, aber ich schlaf' allein im Kloster."

Gräfin Georgine sah ihn bewundernd an.

Der Erbe hatte gut vorgesorgt, nämlich das Nötige zu einem ausgezeichneten Mahle, was nicht im Wirtshaus zu haben war, mitgebracht: im altdeutschen Speisezimmer wurde serviert. Auch der Arzt fand sich dazu wieder ein. „Herr Sanitätsrat, bringen Sie mir gute Nachrichten?" rief ihm die Gräfin entgegen.

„Ich habe mich persönlich gründlich überzeugt," sagte derselbe, „und obendrein die beste Information von dem zufällig durchfahrenden Distriktsarzt, einem alten Freunde, erhalten, den ich aufs Gewissen befragte. Berobrunn ist fieberfrei trotz des Mooses am Norduſer des Sees. Was nicht unerheblich ist,

mein Herr Kollege ist ein trefflicher Arzt und zu Wagen in einer Stunde zu erreichen."

Man erhob die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Bei Tisch mußte Harald neben der Gräfin sitzen.

„Wie kommen Sie hierher? Wo waren Sie zuletzt?" fragte sie neugierig.

„Von der Festung," erwiderte er, im voraus über die Wirkung seiner Worte belustigt.

„O! Weswegen?"

„Wegen leidiger Duellgeschichten."

„Mit Civil? Mit wem?"

Harald schwieg von dem Marchese, aber berichtete über Herrn von Frischebor und von Sperillow.

„Ein Herr von Frischebor?" rief die Gräfin. „Doch nicht Herr von Frischebor mit rotem Gesicht, Narbe auf der Stirn und kurzen Haaren, jetzt bei der Gesandtschaft in A.?"

„Derselbe."

„Und Sie leben noch? Ich kenne ihn. Dieses Ungeheuer hat dem Sohn einer Freundin von mir fast den Kopf abgeschlagen. Hat er Ihnen nichts gethan?"

„Ich habe ihm etwas gethan, Frau Gräfin."

„Sie ihm? Der Gelehrte dem Offizier?"

„Ich war auch Offizier — in Schleswig-Holstein."

„Dort haben Sie den Krieg mitgemacht? Kennen Sie von der Tann?“

„Ich hatte die Ehre, ihn kennen zu lernen.“ Harald mußte ausführlich erzählen.

Gräfin Georgine versank in Nachdenken. „Sie sind hier Bibliothekar?“ sagte sie dann. „Die Bibliothek sieht prächtig aus und stimmt zum Kloster. Hat sie den dafür verlangten Wert?“

„Einen sehr viel höheren . . .“ konnte Harald mit bestem Gewissen erklären.

Nach Tisch zog die Gräfin sich zu kurzer Ruhe zurück. Sie schlief nachmittags nie, auch nachts eigentlich nicht, aber sie mußte sich erholen. Harald überließ dafür sein Zimmer. Er brauchte etwas aus seinem nebenanliegenden, abgeschlossenen Schlafzimmer; als er dieses leise betrat, die Ruhende nicht zu stören, hörte er die nie Schlafende sehr laut und deutlich durch die Thür — atmen . . .

Es dauerte lange, bis Gräfin Georgine wieder erschien. Harald hatte indessen ein ernstes Gespräch mit der Gesellschaftsdame Fräulein Ottilie von Geisar zu bestehen und zwar über Berobrunn. Soweit er urteilen konnte, war der geforderte Preis nicht hoch. Die Wälder und die verpachtete Brauerei deckten die Zinsen.

Er mußte die Gräfin wieder in die Bibliothek führen. „Sie passen mit Ihrer Figur ausgezeichnet zu diesem trotzigen mittelalterlichen Klosterbau," begann sie.

„Als ein Mönch Ilsan? Ich habe leider nicht dessen Schneide," erwiderte er.

„Den kenne ich nicht. Aber Sie müssen mir ein Versprechen geben."

„Wenn ich kann, Frau Gräfin . . ."

„Nichts leichter. Wenn dies Kloster nun in meinen Besitz überginge, könnte ich darauf rechnen, den Bibliothekar, der sich nicht fürchtet, mit der Bücherei zu behalten?"

„Das ist leider nicht möglich. Mich rufen dringende Pflichten."

„Wenn ich sehr, sehr bitte. Wenigstens so lange, bis ich mich eingewöhnt habe. Ich würde mich ohne richtigen männlichen Schutz in diesem großen alten Bau vor Lebendigen und Toten fürchten und in jeder dunklen Ecke Räuber und Gespenster sehen. Meine Dienerschaft gewährt mir keine Beruhigung; die fürchtet sich selbst. Wenn erst alle Spuren des Verfalls und was an die alten Klosterleute gemahnt, beseitigt sind, ist das anders. Bleiben sie wenigstens noch ein halbes Jahr, Herr Doktor; nur als Schutz=

geist. Sie sind ganz frei und arbeiten, was Sie wollen. Ich möchte Berobrunn mit der Bibliothek kaufen, und freue mich auf die Fülle der Anregung durch die gelehrten Werke und deren Vorstand."

Das hieß Harald die Pistole der Liebenswürdigkeit auf die Brust setzen. Zwei Geister wohnten auch in seiner Brust. Der eine raunte ihm zu: nimm an; es gilt nur für ein paar Monate; zu Deiner vollen Freiheit der Arbeit lernst Du fürs Leben im Umgang mit dieser liebenswürdigen, interessanten, für alles Schöne begeisterten hohen Frau. Der andere sagte: fliehe; dies ist wieder ein Verhältnis, und leicht ein schlimmeres als das frühere. Es lockt Dich von Deinem Ziel ab . . .

„Wie können Sie nur so hartherzig sein und sich besinnen?" fuhr die Gräfin fort. „Ich lasse keine Weigerung gelten. Ich brauche Sie zu dringend. Ich will Berobrunn besitzen, aber kaufe es nur, wenn Sie noch einige Zeit dableiben. Denken Sie nur," lächelte sie — „wer soll mich auf dem schönen See rudern? Ich vertraue nur Ihnen. Wer soll uns auf die Berge führen? Eine junge, für Berg und See schwärmende Verwandte wird in den nächsten Monaten meiner Obhut anvertraut werden, ein Fräulein von Tannen. Das Kind würde mich

totquälen, wenn ich es von Wald, See und Bergsteigen abhalten wollte. Sie müssen unser Begleiter und Beschützer sein."

Harald errötete wie ein Knabe und sagte: „Ich bleibe."

Gräfin Georgine war stolz darauf, ihn durch ihre Liebenswürdigkeit überredet zu haben. Zu dieser Reckenhaftigkeit solche Schüchternheit — das war interessant.

Sie kehrten zu der Gesellschaft zurück und die Gräfin sagte strahlend: „Ich kaufe Berobrunn und zwar mit der Bibliothek."

„Und mit dem Bibliothekar," flüsterte sie ihrer Gesellschaftsdame zu. „Ohne diese Errungenschaft hätte ich mich gefürchtet, bis wir eingewöhnt sind." Fräulein Ottilie von Geisar schien im Gegensatz zu der Gräfin davon wenig erbaut.

Gräfin Georgine wäre am liebsten gleich dageblieben. Das ging nicht an und die ganze Gesellschaft fuhr mit Hinterlassung eines Dieners zur Unterstützung Haralds zurück. Denn dieser wurde beim Abschied gebeten, die Oberaufsicht über alles zu führen; alles, was er anordne, sei von vornherein genehmigt.

Sperillow hatte früher oft über Harald ge-

spottet, daß er Historiker sein wolle und das Gothaische Taschenbuch nicht studiere. Es gehe doch nichts über die Unbeholfenheit der Gelehrten. Jetzt vergewisserte sich Harald über die neue Gebieterin: Emmerich von Brunabeck und so weiter, vermählt mit Georgine, Gabriele, Walpurga von Brunabeck, verwitweten Gräfin Brascha, geborenen Prinzessin Huchenborn. Beim Fürsten Huchenborn stand nichts von seiner ersten Ehe. Dann aber war der Fürst noch zweimal vermählt gewesen. Aus der ersten Ehe Kinder: ein verstorbener Sohn und eine Tochter, vermählt an einen K. K. Offizier von Tannen. Aus zweiter Ehe eine Tochter Georgine, nach kurzer Ehe mit einem Grafen Brascha Witwe, wieder vermählt mit Graf Emmerich.

Schon am zweitnächsten Tage kam ein Architekt und sah sich die betreffenden Räumlichkeiten und Baulichkeiten an und dann kam ein Bauführer und kamen Handwerker und wurden eine Reihe Zimmer und Säle, Stallungen und Remisen und so weiter in stand gesetzt. Harald wurde von früh bis spät in Anspruch genommen. Auch mit Briefen: täglich heiße Fragen; täglich Antwort.

Ein Brief und ein Musterkoffer versetzten ihn in Aufregung. Er solle für drei, zum eigenen Gebrauch der Gräfin ausersehene Zimmer Tapeten und

Vorhänge aussuchen. Sie hätte das leider nicht selbst besorgen können, aber vertraue seinem Geschmack. Ihre Nerven seien allerdings gegen unsympathische Farben furchtbar empfindlich, fast noch mehr als gegen schlechte Musik.

Eine heikle Aufgabe.

Harald stand gerade in gelinder Verzweiflung vor den ausgebreiteten Mustern, als Michel ihm einen fremden Herrn zuführte, der bat, Kloster und Bibliothek besehen zu dürfen und sich als ein Geheimrat von Luzin vorstellte. Harald machte dem über seine Arbeit verwunderten Fremden eine Bemerkung über seine schwierige Aufgabe und die sichere Aussicht auf Mißgriffe.

„In Bezug auf die Farben,“ sagte der Fremde, „könnte ich vielleicht helfen. Ich weiß, was für die jetzige Mode de rigueur ist. Sehen Sie: dies zum Beispiel.“

Herr von Luzin zeigte eine solche Sachkenntnis und Sicherheit und ein so eigentümliches, eingehendes Interesse, daß Harald, ganz mit seinem Geschmack einverstanden, sich gerne beraten ließ und danach wählte.

Dann besah der Fremde Bücherei, Zimmer und das ganze Kloster merkwürdig eingehend und sich

in einer Weise interessierend und benehmend, die für Harald etwas Rätselhaftes hatte. Er war ein vornehmer Weltmann, machte die einsichtvollsten Bemerkungen, aber dahinter lag oft eine Ironie und durch manche seiner Fragen blitzte ein Sarkasmus, der Harald befremdete.

Als der Fremde dies bemerkte, sagte er: „Sie wundern sich über mein Interesse. Aber ich hatte selbst ein Auge auf Berobrunn geworfen und bin nur leider über eine Reise zu spät gekommen. Daher mein besonderer Humor. Wie kamen denn Sie hierher? Sind Sie von der Gräfin berufen? Kennen Sie die Dame näher?"

Harald hatte keinen Grund, etwas zu verschweigen und berichtete.

„Es soll mich verlangen," sagte der Geheimrat, „zu hören, wie lange Sie hier bleiben. Frauendienst ist schwerer als Herrendienst. Wir Männer taugen nicht viel, aber denken Sie an Schillers Wort:

Denn das Weib ist falscher Art
Und die Arge liebt das Neue." —

„Die schlimme Lehre giebt Schiller nur durch den Mund eines truggewöhnten Mannes."

„Eines erfahrenen. Die Schwärmerei für den Landaufenthalt und die neue Liebhaberei, sich zu be-

schäftigen, wird bald verflogen sein und die gepriesene Einsamkeit wird die Weltdame als Langeweile angähnen und sie wird der Sachen und Menschen überdrüssig sein."

„Wissen Sie etwas von der Gräfin? Ich sah im Gothaischen Taschenbuch, daß sie verheiratet ist, aber vom Grafen war keine Rede."

Der Geheimrat lächelte wieder eigentümlich. „Das Paar ist nicht geschieden, aber lebt getrennt. Der Graf ist bei einer Gesandtschaft im Auslande angestellt. Die Gräfin konnte es mit ihrem Gatten, der damals auf dem Lande wohnte, nicht aushalten. Er hatte zu andern Fehlern, daß er zum Beispiel zu viel rauchte —"

„Sie rauchte jetzt selber eine Cigarette."

„So? — zu oft nach Pferden roch, Hunde mit ins Zimmer brachte, sich aus schöner Litteratur nicht viel und aus Musik wenig machte, also ein Barbar war; ein Hauptfehler, der ihre Entfremdung herbeiführte —"

„Nun?"

„Er schnarchte."

„Ah!"

„Ja, er schnarchte. Es ist das eine in den betreffenden Kreisen so bekannte und am Hof mit so

vielen Witzen bespottete Geschichte, daß ich sie Ihnen — aber unter Diskretion, auch zur Warnung — anvertrauen kann. Das gab so manche Differenzen, daß schließlich der Ärger über den Grafen kam und er die Trennung gleich konsequent durchführte, das Gutsbesitzerleben aufgab, erst reiste und dann in einer Stellung im Staatsdienst ins Ausland ging. Nichts hielt beide zusammen. Kinder hatten sie nicht und das Vermögen war getrennt. Die Gräfin ist, wie ich höre, eine durch ihr allseitiges Interesse für Kunst und Wissenschaft und durch ihre Cercles in der Hauptstadt hochberühmte Dame. Sie hat wieder eine bedeutende Erbschaft gemacht, aber ihre Freunde fürchten, daß sie nun in ihren neuen Phantasien, wie schon früher, sich schlimm wird ausbeuten lassen. Sie könnten vielleicht in Ihrer Art einen getreuen Eckart spielen, da Sie sogar ihr Vertrauen für die Dekorationen ihrer Zimmer sich errungen haben. Worüber lächelten Sie zuvor?"

„Über die Tücke des Geschicks — auch das unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt . . ."

„Ich werde schweigen."

„Wenn mich nicht alles trügte, habe ich die Gräfin, so ätherisch und geistig sie ist, durch eine

Zimmerthüre sehr laut schlafen hören. Deshalb also könnte sich das Paar wieder vereinen."

Herr von Luzin brach in ein lautes Gelächter aus. „Auch sie? Das fehlte noch!" rief er. „Aber um Gottes willen: wer ihr das sagt, ist als ewiger Lügner verloren."

In Hast ohne Rast, Tag und Nacht wurde gearbeitet. Dann kamen Dienerschaft, Pferde und Wagen und Möbelwagen für die neu hergerichteten Zimmer.

Und dann erschienen Gräfin Georgine und Fräulein von Geisar.

Die Gräfin war freudestrahlend. Als sie aber ihre eigenen Zimmer in Blau und Gelb besonderer Nuance tapeziert und entsprechend dekoriert sah, geriet sie in Ekstase. Wie war es nur möglich, daß Doktor Winfried so ihren Geschmack getroffen hatte! Das war einzig! Ihre intimste Farbenliebe! — Und als nun des weiteren der mitgebrachte, sehr verzogene, sehr ungezogene und immer unfolgsame Wachtelhund Beppo sich sogleich Harald anfreundete und ihm nach wenig Tagen gehorchte, da wurde die schöne Frau gegen ihn in ihrer Huld und ihrem Vertrauen schwärmerisch. Der Instinkt des Hundes zeigte ihr untrüglich, daß er es gut mit ihr meine.

Bezüglich der Tapeten ging es Harald wieder, wie bezüglich des Katalogs mit Michel. Seine Erklärung, daß ein Fremder ihn beraten habe, steigerte seine Anerkennung wegen seiner Bescheidenheit.

Es waren anregende Tage. Harald war überwältigt durch die Liebenswürdigkeit und selbst durch die bezaubernden Schwächen Gräfin Georgines. Er pries es als Gewinn, durch diese Schule vornehmer Weiblichkeit hindurchzugehen. Auf allen möglichen Gebieten wurde von ihm Anregung, Belehrung Aufklärung, wissenschaftliche Vertiefung verlangt. Die Gräfin brachte die schwierigsten Probleme in Anregung. Theologie, Philosophie war ihre Vorliebe, Nie erschrak sie, wenn sie verlangte, die weitgehendsten Lehren und Ansichten der verschiedenen Parteien zu hören. Sie selbst steigerte dann wohl noch alles, wie sie alles überschwänglich ergriff. Daß sie nichts festhielt, daß ihr Geist wie die See bald hierhin bald dorthin in Wellen emporwogte und dann wieder glatt war — das war weiblich und durch die Fülle der verschiedensten Anforderungen, die Besitz, Bauten, Einrichtungen und so weiter an sie stellten, entschuldigt.

Michel war stolz auf seinen klugen, wichtigen Herrn Doktor. Dagegen beobachtete Fräulein von Geisar eine herbe Zurückhaltung. Erst als Harald

ein für allemal erklärte, daß er die Geldverwaltung und die Kasse nicht übernehmen könne, wurde die Gesellschaftsdame zuvorkommender gegen ihn und mitteilsamer. Sie war die Finanzverwalterin und machte ihre Sache gut und peinlich genau. Harald hatte ihr ruhiges, klares Wesen und ihre verständige Fürsorglichkeit für die Gräfin zu bewundern. Sie klagte ihm, die Gräfin könne nicht rechnen und vergesse ganz, daß ausgegebene Kapitalien keine Zinsen trügen. Sie habe sich schon früher dadurch in Verlegenheit gebracht; Graf Emmerich habe ihre Angelegenheiten wieder geordnet, aber seit der Trennung habe sie so viel ausgegeben, daß sie ohne die jetzige Erbschaft sich bald in peinlicher Lage befunden haben würde. Je extravaganter, je lieber wären ihr die Pläne und Berater.

Als es galt, eine weitere Zimmerreihe für Gäste herzurichten, konnte Harald sich als treuer Berater sogleich beweisen. Es hätte sich um eine Unsumme gehandelt nach dem Plan der Gräfin. Aber er wußte Rat und hatte auch noch leichtes Spiel. Moderne, neue Möbel? In diesen herrlichen alten Räumen? Nein, hier hatte der Hoflieferant nichts zu thun! Da waren die Muster, die noch vorhandenen Zeugen

der alten Zeit. Stilvoll! Stilvoll! Echt müsse das sein für Berobrunn! — Auf dem Boden unter dem Gerümpel standen noch alte Kästen, Banktruhen, Stühle und Tische aus Naturholz mit verblichener, aber noch erkennbarer Bemalung. Die Dorftischler umher, ein Bauernmaler im nächsten Thal, das die alten Sitten noch merkwürdig bewahrte, genügten dafür. — Die Gräfin war davon entzückt, und als die Zimmer hergerichtet waren, hoben die eingeladenen Gäste den Geschmack und die Genialität und kunstgewerbliche Kenntnis der Klosterherrin bewundernd in den Himmel. — Gräfin Georgine war sehr mit sich zufrieden, obwohl alles für ein Spottgeld beschafft war.

Zu Wagen, zu Schiff und zu Fuß wurden Ausflüge gemacht. Wenn der Besieger des Herrn von Frischebor dabei war, fürchtete sich die Gräfin nicht — auch mit dem Grafen Emmerich hatte sie sich nicht gefürchtet. Und kein Arzt kam über die Schwelle — etwas Unerhörtes in den letzten Jahren.

Und die weitere geistige Beschäftigung! Die Schätze der Bibliothek, die Unterhaltungen über Gott und Welt, Wissenschaft und Kunst. Und dazu eifrige Aufnahme von Musik und Gesang. Harald war ja ein freudiger

Zuhörer. Und Gräfin Georgine und Fräulein von Geisar spielten recht gut Klavier; jetzt spielten sie wieder, was auch seit Jahr und Tag nicht mehr vorgekommen war, vierhändig zusammen . . .

Es war herrlich!

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein süßer Knabe.

Eine unartige Geschichte

von

Karl Manno.

2. Aufl. Gr. 8° geh.

Preis 2 M.; eleg. geb. 3 M.

Der wilde Reutlingen.

Roman aus der Zeit des großen Königs

von

Hans Werder.

3. Aufl. Gr. 8° geh. Preis 7 M.;

eleg. geb. 8 M. 20.

Im Verlage von Otto Janke in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Junker Jürgen.

Roman

von

Hans Werder.

3 Bde. 3. Aufl. Preis 10 M.; eleg. geb. 13 M.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

3 Bde. 2. Aufl. Preis 10 M.; eleg. geb. 13 M.

Fee.

Erzählung

von

Hans Werder.

Eleg. mit Goldschnitt gebunden 3 M.

05. DEZ. 2001

Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lemcke, Carl <<von>>,

Jugendgenossen Roman von Karl Manno <C[arl] von Lemcke.>

Bd.: 2

1898

P.o.germ. 1780 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11869520-0